Die
Welt am Sonntag?
Illustrierte Familienzeitschrift.
Magazin für Literatur, Theater, Film, Kunst, Musik, Frauenfragen, Mode, Touristik, Sport.

Bielitz | Sonntag, 18. September | Jahrgang 1927

Inhaltsverzeichnis.

36 Text- und Bildseiten.

Einzelpreis (36 Text- und Bildseiten). **Zl. 1.60.**

Ew. Wohlgeboren!

Die Redaktion der illustrierten Familienzeitschrift **„Die Welt am Sonntag“** gibt anläßlich des

Besuches des Staatspräsidenten

in Bielitz zur Regimentsfahnenweihe und zu der vom Staatspräsidenten vorzunehmenden Grundsteinlegung des **Denkmals** für den

ersten Staatspräsidenten Narutowicz

eine in Wort und Bild reich ausgestattete

FESTSCHRIFT

heraus, welche am **Sonntag, den 25. September** erscheinen wird.

Die Festschrift soll aber auch gleichzeitig zu

Propagandazwecken für Bielitz-Biala

als Industrie- und Handelsplatz und für die **Industrien der Umgebung** verwendet werden. Die Redaktion ladet daher Ew. Wohlgeboren ein, von dieser seltenen Gelegenheit Gebrauch zu machen und den für Ihr Unternehmen erforderlichen Raum **rechtzeitig** zu belegen. Es handelt sich um die Einschaltung eines Artikels, der die Entwicklung, den gegenwärtigen Stand und die Produktion Ihres Unternehmens **in Wort und Bild** behandelt und normale Reklame.

Schluß der Aufnahme von Aufträgen: Mittwoch, den 21. September.

Anzeigentarif für die Festnummer:

Für Polen und Danzig in Zloty:

Anzeigenteil:	1/1 Seite	1/2 Seite	1/3 Seite	1/4 Seite	1/6 Seite	1/8 Seite
hinten	300.—	168.—	—.—	87.—	—.—	42.—
vorne	375.—	220.—	—.—	108.—	—.—	—.—
redaktion. Teil	450.—	252.—	193.—	130.—	99.—	—.—

Ausland: auf sämtliche Nettosätze 100% Aufschlag. Bei Wiederholungsaufträgen für nachfolgende Ausgaben unserer Zeitschrift werden entsprechende Rabatte zugestanden.

Zahlungsbedingungen: bei einmaliger Einschaltung **bei Auftragerteilung**, bei Wiederholungsaufträgen laut Normaltarif.

Beachten Sie: „Die Welt am Sonntag“ wird im Inland und Ausland durch die größten Vertriebsunternehmen und Verkaufsstellen und durch sämtliche Bahnstationsverschleißstellen vertrieben.

Grosse Propaganda-Auflage für das In- und Ausland!

Verwaltung: Bielitz, Jagiellońska (Hauptstr.) 10. Fernruf 29.

Die Welt am Sonntag
Illustrierte Familienzeitschrift.
Magazin für Literatur, Theater, Film, Kunst, Musik, Frauenfragen, Mode, Touristik, Sport.
Herausgeber: Alfred Jonas / Eigentümer: Chefredakteur C. L. Mayerweg / Verantwortlicher Redakteur: Anton Stafinski



Aus dem malerischen alten Hamburg

das mit seinen uralten Bauten bald verschwunden sein wird, um neuzeitlichen Hochbauten Platz zu machen. – Im Bild die mit Balken abgestützte Mohlhofstraße, deren Abriß binnen kurzem an die Reihe kommt

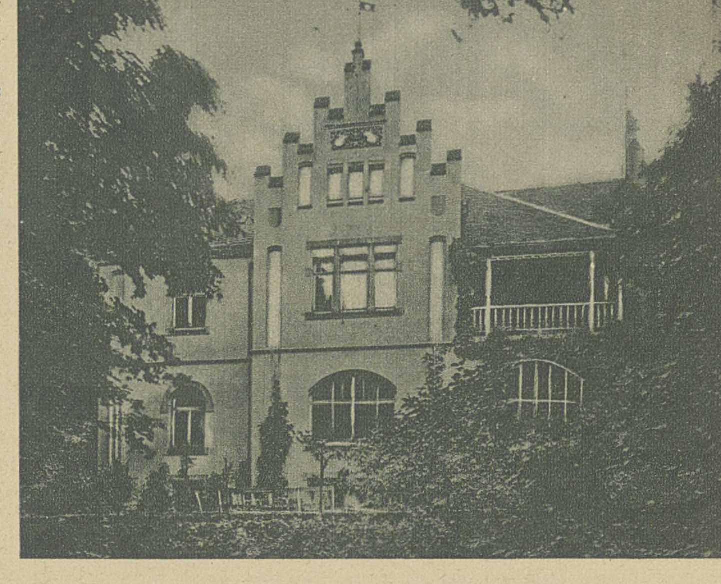
Sennecke



Links: Ein Gruppenbild von der 9. Generalversammlung des Zentralverbandes christlicher Textilarbeiter Deutschlands, die kürzlich in Freiburg i. B. stattfand. Den Abschluß der Tagung bildete ein ausgezeichneter Vortrag des stellvertretenden Verbandsvorsitzenden Franz Fischer, Düsseldorf, über „die wirtschafts- und sozialpolitischen Forderungen des Verbandes“. — Die voraufgegangenen Wahlen brachten die Wiederwahl des 1. Vorsitzenden Heinrich Fahrenbach.

Rechts: Die Erhaltung des Rudolf-Eucken-Hauses in Jena und damit auch die des geistigen Erbes des großen Philosophen ist nunmehr gesichert. Das Haus ist besonders als geistiger Mittelpunkt für ausländische Gelehrte und Studierende vorgesehen

Atlantic





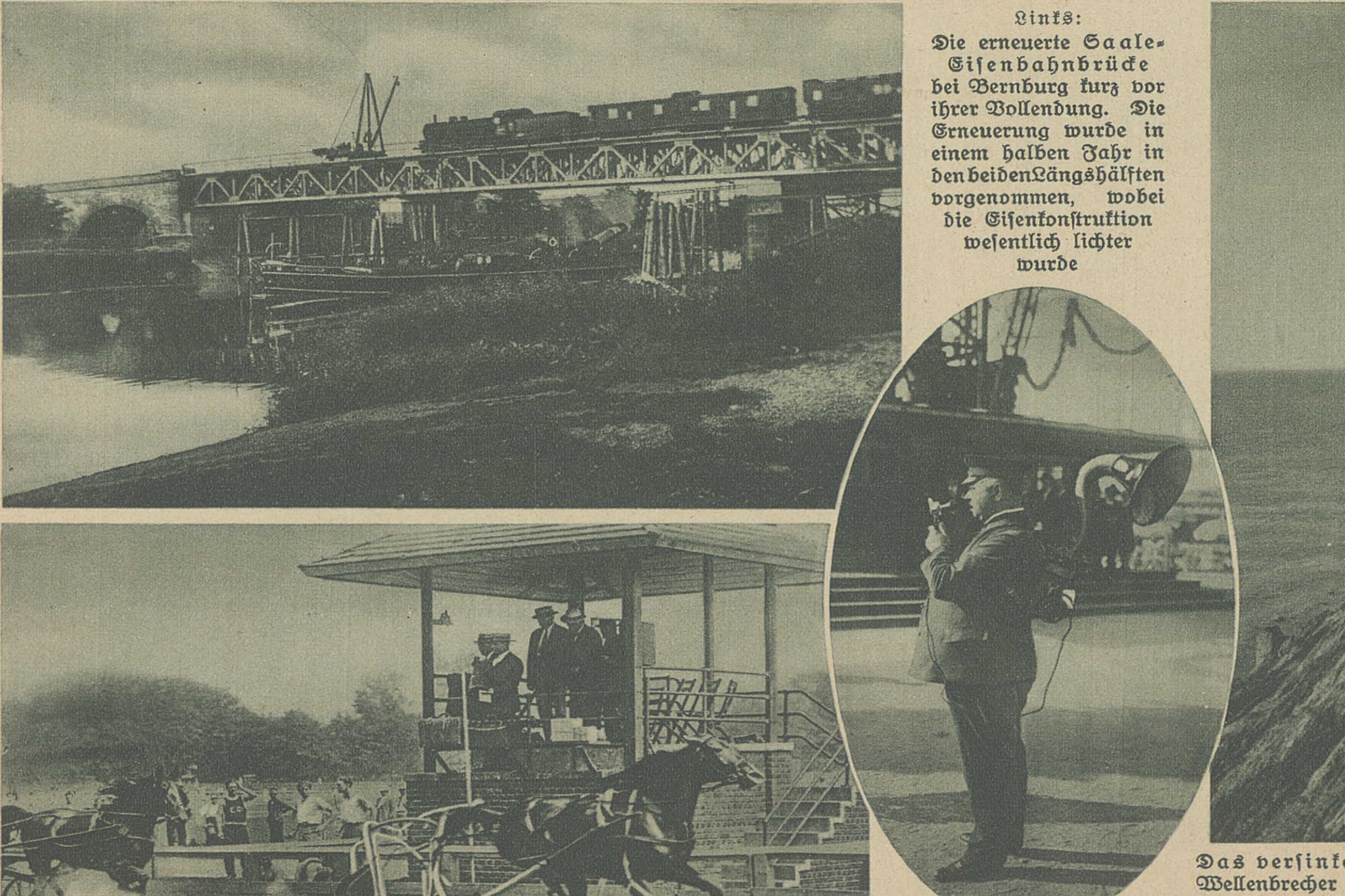
Der Basaltsteinbruch in Zimmersrode bei Kassel, in dem sich kürzlich eine gewaltige Stollenexplosion ereignete, der mehrere Menschenleben zum Opfer fielen. — Die herabgestürzten Steinmassen, die die Opfer begruben, sind deutlich zu erkennen

Scherl



Die Reichswehr hilft bei der Ernte in den Gegenden, die durch die Überschwemmungen besonders betroffen wurden. — Das Getreide wird aus einem versumpften Felde geholt

Sennecke



Links: Die erneuerte Saale-Eisenbahnbrücke bei Bernburg kurz vor ihrer Vollendung. Die Erneuerung wurde in einem halben Jahr in den beiden Längshälften vorgenommen, wobei die Eisenkonstruktion wesentlich lichter wurde

Ein gefährlicher Sturz kurz vor dem Ziel in einem amerikanischen Trabrennen

Presse-Photo

Das versinkende Hiddensee. Diese kleine, der Insel Rügen als Wellenbrecher vorgelagerte Insel droht mehr und mehr zu verschwinden. Besonders an der Steinhütte des Enddornes spaltet sich infolge der Meeresbrandung und des in diesem Jahre anhaltenden Regens Stück um Stück ab. Ein Uferschutz aus Felsblöcken hat sich als wirkungslos erwiesen

Mees

Im Oval: Aus der großen deutschen Funkausstellung in Berlin. Ein Kommando-Apparat für weite Schallwirkung. Der Lautsprecher auf dem Rücken des Trägers gibt die in das Mikrophon gesprochenen Worte weithin hörbar wieder

Sennecke

Ein Erbauungsplan für Bielitz.

Von Ing. J. Schwarzl.

Die Stadt Bielitz steht in einer wichtigen baulichen Entwicklungs-Phase. Ursprünglich ein Weberstädtchen am Beskidenhang, an der alten Straße aus dem Wiener Becken nach Krakau und Lemberg, dort, wo diese Straße eine der wichtigeren Paßstraßen über die Beskiden in die ungarische Ebene kreuzt, wuchs sie im Zeitalter der Industrialisierung zu einer achtunggebietenden Fabriksstadt heran, in der außer der Textilindustrie vor allem auch der Bau von Maschinen und zwar in erster Linie von Textilmaschinen, betrieben wurde. Bielitz blieb aber nicht bloß die Industriestadt. Seine Lage in nächster Nähe des großen Schienenstranges, der die Donau mit der Weichsel und damit der nordeuropäischen Ebene verbindet, der alten Kaiser Ferdinands-Nordbahn, einer der ältesten Bahnlinien des Kontinents, noch dazu an einem Knotenpunkt, von dem aus eine leichte Verbindung auch in der Richtung Berlin—Hamburg gegeben ist, ließen Bielitz immer mehr auch zur Handelsstadt werden. Es wuchs sich gleichzeitig damit zum Finanzmittelpunkt des ganzen ostschlesisch-westgalizischen Industriegebietes heraus. In diesem Sinne wurde in den letzten Jahrzehnten für die Stadt bedeutsam, daß das große schlesische Steinkohlenbecken bis fast an die Stadt herankommt, und daß dieses unter dem Einfluß der günstigen Verkehrslage immer mehr erschlossen wurde. Der geschäftliche Mittelpunkt dieser Industrien, die sich hier niederließen, ist Bielitz. Eines ist schließlich nicht zu vergessen, daß die Stadt auch in einer sehr hübschen Umgebung, unmittelbar am Beskidenfuß, liegt, so daß sie immer mehr das Ziel des Ausflugsverkehrs aus dem oberschlesischen Industriegebiet wurde. Diese Entwidlung, wie sie hier geschildert ist, erfuhr durch die politische Neuordnung keine Unterbrechung. Der allgemeine Niedergang der Wirtschaft nach dem Kriege machte sich ja in Bielitz so fühlbar wie irgendwo, aber durch die Aufhebung der russischen Grenze wurde der Arbeitsbereich der Stadt in einigen ihrer Arbeitszweigen nach Norden und Nordosten ausgedehnt, und außerdem macht sich die Grenzlage der Stadt als südlichstes Handelszentrum Polens an dem so überaus wichtigen Verkehrsstrang zur Donau und zur Adria ausgleichend geltend. Die Bedeutung seiner Verkehrslage tritt heute mehr als je zutage.

Dr. Ing. h. c. Hermann Jansen

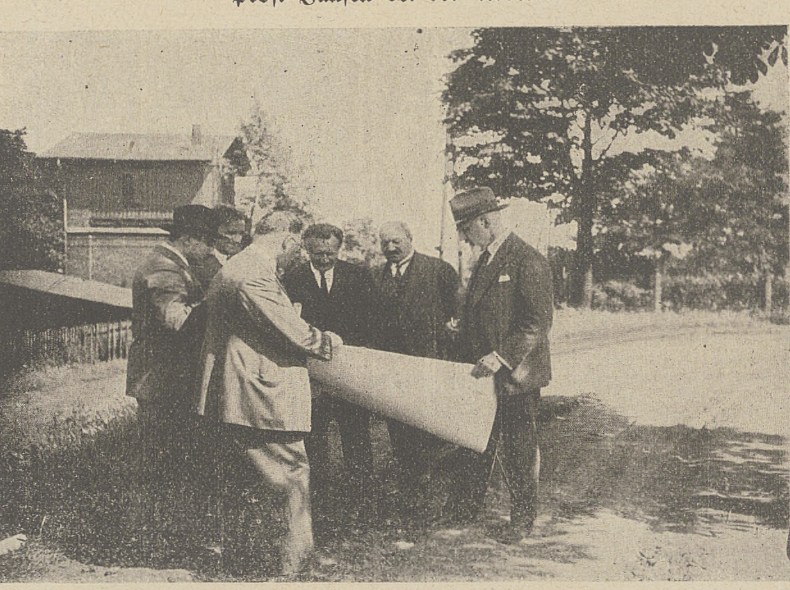


Professor für Städtebau an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, dem von der Stadtgemeinde Bielitz die Ausarbeitung des Stadtbebauungsplanes übertragen wurde. Photographie: Ing. Othmar Steffek.

Bielitz ist aus der abgelegenen schlesischen Tuchweberstadt zum Industrie- und Handelszentrum von europäischem Rang herangewachsen, der Prozeß ist für seine Bevölkerung überraschend vor sich gegangen, weder in seinen Lebensgewohnheiten noch in seiner baulichen Entwidlung hat es sich den geänderten Vorbedingungen angepaßt. Die Verhältnisse drängen aber immer mehr zu einer Umstellung.

In erster Linie hat der Ausbau der Stadt mit dieser Entwidlung nicht Schritt gehalten, sich den geänderten Verhältnissen nicht angepaßt. Das alte Straßennetz aus der Zeit, da die Stadt noch Festung war, bildet heute noch die Grundlage für die Verkehrsabwicklung im Stadtbereich, trotzdem die Siedlung längst über die Festung hinausgewachsen ist und die Industrie besonders sich entlang dem Flußbett der Bialka flußauf- und abwärts niedergelassen hat. Das Straßennetz dieser Neusiedlung, die besonders seit dem Ausbau der Eisenbahn zugewachsen ist, ist nicht organisch mit dem alten, auf den Marktplatz als Mittelpunkt der Altstadt gerichteten Straßennetz verbunden. Schwer macht sich vor allem auch geltend, daß die Eisenbahn die Talsohle des Bialkaflusses, die entlang vor allem die industrielle Entwidlung vor sich gehen muß, auseinandergeschnitten hat, ohne daß für genügende Verbindung dieser beiden Stadtteile vorgesorgt worden wäre. Bei Anlage der Bahn hatte man eben die rasche Ausbreitung der Stadt so wie in anderen Städten nicht vorausgesehen. Auch die Verbindung mit der Schwestersiedlung am linken Bialaufer, mit der Stadt Biala, entspricht nicht den heutigen Notwendigkeiten.

Prof. Jansen bei der Arbeit.



Am 26. und 27. Juli hielt sich Prof. Jansen mit seinem Assistenten, dem deutschen Regierungsbaumeister Ing. Hans Aase in Bielitz auf, um einige Studien für den Bebauungsplan vorzunehmen. Das obige Bild zeigt Prof. Jansen im Kreise einiger Kommissions-Mitglieder. Von links nach rechts: Ing. Aase, der Assistent Prof. Jansens; Ing. Wiesner, Bielitz; Architekt Korn, Bielitz; Ing. Josef Schwarzl, Bielitz; Vizebürgermeister von Bielitz, Abg. Fuchs; Prof. Dr. Ing. Hermann Jansen, der berühmte Berliner Städtebauer. Photographie: Ing. Othmar Steffek.

Die Erkenntnis der Notwendigkeit, durch einen Bebauungsplan all den Schwierigkeiten zu begegnen, die immer wieder dadurch sich ergaben, daß man bei auftretenden Einzelaufgaben zu keiner befriedigenden Lösung kommen konnte, — fehlte doch der einheitliche große Plan, aus dem heraus die Richtlinien auch für den Einzelfall sich ergeben hätten, — diese Erkenntnis veranlaßte die Stadtverwaltung schon im Jahre 1900, sich einen Bebauungsplan ausarbeiten zu lassen. Dieser zeitigte aber einen ausgesprochenen Mißerfolg, der sich sehr auswirkte. Der Plan schoß in vieler Beziehung über das Ziel, es waren kolossale Durchbrüche und Maßnahmen vorgesehen, die weit über die finanziellen Möglichkeiten hinausgingen, es war bei Führung der Straßen nicht auf Besitzverhältnisse Rücksicht genommen, kurzum, die Umsetzung des Planes in allen Einzelheiten in die Wirklichkeit erwies sich als unmöglich. Weil man aber im Einzelnen abweichen mußte, wich man auch dort ab, wo es galt, die richtig erkannten großen Aufgaben anzugehen, und der Zustand, der sich so herausbildete, war schlechter, als wenn gar kein Bebauungsplan bestanden hätte. Das schlechteste aber war, daß man sich nach diesen Ergebnissen nicht entschließen konnte, sich einen neuen Plan von berufener Hand ausarbeiten zu lassen, so daß die Aufschließung neuen Baugeländes, gewissermaßen von einem Tag zum anderen, von einer Straße zur anderen, ohne einheitliche große Zielsetzung erfolgte. Erst 1926 gelang es durch Gründung eines eigenen Ausschusses für Stadtausbau, die bestehenden Widerstände soweit zu überwinden, daß die Berufung eines Städtebauers erfolgen konnte. Die Wahl fiel auf Professor Jansen, Berlin, eine international anerkannte Größe. Es wurden die Kosten nicht gescheut, um ja keinen neuerlichen Fehlschlag zu tun und um eine Autorität an der Hand zu haben, deren Urteil bei dem scharfen Widerstreit der Meinungen allgemeiner Anerkennung sicher sein kann. Es ist dies vor allem auch deshalb wichtig, weil sich vom alten Bebauungsplan her gewisse Schlagworte erhalten haben, beispielsweise von der Anlage einer Ringstraße, denen begegnet werden muß.

Prof. Jansen hat die Arbeiten aufgenommen. Er geht von dem Standpunkt des modernen Städtebaues aus, daß der Stadtplan zu einer Rationalisierung des täglichen Arbeitsbetriebes im Leben der Stadt führen muß. Er strebt in erster Linie an, das Straßennetz der Stadt in zweckmäßige Verbindung mit dem großen durchgehenden Verkehrsnetz zu bringen. Die alte innere Stadt soll vom Durchgangsverkehr entlastet und damit für ihre eigentliche Aufgabe, der Abwidlung des Geschäftsverkehrs, leistungsfähiger gemacht werden. Die industrielle Entwidlung der Stadt will er durch die leichte Zugänglichmachung und die Freihaltung des im Stadtbereich für Industriezwecke noch geeigneten Geländes sicherstellen. Ein Selbstverständliches ist im heutigen Städtebau die Vorsorge für den Kleinwohnungsbau. Selbstverständlich ist aber auch, daß die landschaftliche Schönheit im Stadtbild voll zur Geltung gebracht werden soll, aber auch das, daß das Erebte an baulicher Eigenart der Siedlung (es ist davon weniger erhalten, als gut ist), geschont und zur Geltung gebracht wird, um der Stadt ihren Charakter zu wahren, ihn vielleicht stärker herauszuarbeiten, als er jetzt zum Ausdruck kommt. Geht es nach dem Willen derer, die den Ausschuß für Stadtausbau ins Leben gerufen haben, so wird der Bebauungsplan der Ausgangspunkt für einen großzügigen Arbeitsplan der Gemeinde und damit der Ausgangspunkt einer neuen Entwidlungsperiode im Leben der alten Stadt.

Eine hochherzige Spende. Eine reiche amerikanische Philantropin Mrs. Bell hat dem Pariser Fürsorgeamt eine Million Francs überwiesen mit der Verfügung, daß aus diesem Fonds jedes Jahr an junge Mädchen aus Paris 10 Mitgiften in Höhe von je 10.000 Francs ausgezahlt werden sollen. Die erste Hälfte wird am Hochzeitstag, die andere Hälfte nach einem Jahr ausgehändigt. Für diese Stiftung sind zunächst 10 junge Pariserinnen ausgesucht, die sich im Existenzkampf für ihre Familie, für Mutter und Geschwister durch Fleiß und Ausdauer auszeichneten. Innerhalb von drei Jahren müssen die Heiraten zustande gekommen sein, sonst wird anderweitig über die Mitgift verfügt.

Literatur

Männerfreundschaft.

Es klingt das Lied von Frauenlieb —
Wir singen's zu allen Stunden.
Von deutscher Art und deutschem Hieb
Haben den Sang wir gefunden.

Wir jauchzten vom Wein mit begeistertem Blut
Und lachten in Scherben die Sorgen,
Und ein Sonnenlied wies unsrem drängenden Mut
Den Weg vom Heute zum Morgen.

Ein Lied noch weiß ich. Es klingt nicht laut
Und füllt doch das Mark und die Adern,
Es kennt kein Tändeln, doch leuchtend schaut
Seine Schrift aus gemeißelten Quadern.

Wo Männer sich treffen ohn' Furcht und Reu'
Und fest die Hände sich geben,
Da klingt die Weise von Mannestreu'
Und bindet Leben an Leben.

Rudolf Herzog.

Erwachen

Wie selig über mir der Himmel steht!
Erst heute, nun ich still mit Andacht schaue,
Sein heil'ger Schauer süß erquickend weht
Wie Blütenduft von stiller Tales-Aue.

Froh schweift mein Blick — verwandelt in ein Kind,
Das spielend einen Bergkristall gefunden,
Mir alle Dinge rings nun Wunder sind,
Die ich mit meinem Steine darf erkunden —

„Sag" raunen sie, „was ist so schön wie wir?
Sind wir nicht alle Dein, Dich zu entzücken
Durch Lebensfülle, Rausch und Harmonie —"

Ich lächle still, in Händen das Brevier
Seliger Freude — und muß stumm mich bücken
Zum Kuß, indes sich gläubig beugt mein Knie.

Gustav Henkel.

Fest in der Heide.

Die Blütenwellen wogen rot im Wind,
Der leise seine Melodien singt.
Und einer Birke grüne Fahne winkt,
Darin die Sonne gold'ne Lichter spinnt.

Es fragt ein Vogelpfiff am Weiherrohr
Woher sich soviel warmer Glanz verlor.
Das Becken ist ein heiliges Gerät,
In das ein Engel Sonnenfunken sät.

Die trunknen Immen summen einen Psalm,
Ein Lied wird selbst der kleinste Gräserhalm.
Der graue Hünenstein hat ein Gesicht
Und eine Seele, die zu meiner spricht.

Wie wogt es blütenrot in ihr, es rinnt
In ihren Erdentag Unendlichkeit,
Und Engel schweben her, die allezeit
Voll sonnensel'ger Säerfreude sind.

Franz Mahlke.

Das Institut für Zeitungskunde

Universität Leipzig.

Es bestehen in Deutschland nunmehr eine ganze Reihe von Instituten für Zeitungskunde. Jedes der einzelnen deutschen Institute hat gewisse Besonderheiten, durch die es sich von den anderen unterscheidet; insbesondere gilt dies auch für das Institut an der Universität Leipzig. Das Leipziger Institut ist bekanntlich das älteste deutsche Institut für Zeitungskunde. Es wird gegenwärtig von Dr. Everth, dem früheren Vertreter des „Berliner Tageblatt" in Wien geleitet.

Das Institut an der Universität Leipzig besteht seit dem Jahre 1916 und ist das größte der in Deutschland vorhandenen Institute. Es ist ein wissenschaftliches Forschungs- und Lehrinstitut, will also die wissenschaftliche Durchbildung der Zeitungskunde fördern, einen Nachwuchs für die weitere Arbeit am Ausbau der Disziplin heranziehen und den Studierenden, die sich später berufsmäßig dem Dienst der Tagespresse widmen wollen, Kenntnis über das Zeitungswesen vermitteln, sie zur richtigen Auffassung mit Beurteilung ihrer künftigen Arbeit anleiten und ihnen so den Uebergang in die Praxis erleichtern. Es will aber noch mehr, nämlich auch andere Studierende aus allen Fakultäten für die Zeitungskunde interessieren und darin unterweisen, damit sie später in praktischen Berufen jeder Art aus einem richtigeren Verständnis der Presse, als es bisher die Regel ist, Vorteil ziehen und der Gesamtheit dadurch besser nützen können.

Das Leipziger Institut beschränkt sich streng auf seine Aufgaben in allen seinen Veranstaltungen, Vorlesungen und Uebungen. Die Vermittlung der Wissensstoffe, wissenschaftlichen Denkweisen und geistigen Fertigkeiten, die dem Journalisten außerdem nötig und nützlich sind, überläßt es den entsprechenden anderen Disziplinen der Universität, die im Studienplan für Zeitungskunde genannt sind. Bei der Auswahl der Vorlesungen und Uebungen aus jenen Fächern wirkt das Institut nur beratend mit. Die Leitung ist auch der Ueberzeugung, daß eine besondere Zubereitung von Lehrstoffen ad usum delphini das gewöhnliche wissenschaftliche Studium der einschlägigen Fächer, wie es an der Universität allgemein üblich ist, nicht ersetzen könnte, sondern nur daneben hergehen dürfte. Gerade der künftige Journalist, der im praktischen Beruf immer wieder selbst suchen, unterscheiden, entscheiden und auswählen muß, kann nicht zweckmäßig mit einem bequem zurechtgemachten Wissen ausgestattet werden. Er muß im Gegenteil daran gewohnt werden, sich seine Ergebnisse und seinen Standpunkt, womöglich unter erschwerten Bedingungen, auch im Ringen mit einem spröden, kargen Stoff selbst zu erarbeiten, da er später oft genötigt ist, geistige Wege zu finden, auf denen niemand vorangegangen sein kann.

Dem Institut sind wissenschaftliche Sammlungen und eine Fachbibliothek angegliedert.

Die Sammlungen sollen ausschließlich Forschungs- und Lehrsammlung sein, nicht aber unrealen und archivalischen Zielen nachstreben. Sie umfassen folgende Abteilungen:

Eine historische Abteilung, worin die Haupterscheinungen des Zeitungswesens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart teils in einzelnen Belegstücken, teils in Serien enthalten sind und von den verschiedenen Phasen der Entwicklung eine unmittelbare Anschauung vermitteln.

Eine Sammlung von Einzelnummern zur Veranschaulichung des modernen Zeitungswesens. In ihr sind Belegstücke für die verschiedenen Formen Serien oder Einzelnummern, wodurch die Ausbildung des Auslandes, vereinigt, darunter möglichst viele erste Nummern. Das Zeitschriftenwesen ist, abgesehen von den Fachblättern des Zeitungswesens, nur mit seinen Anfängen vertreten.

Eine Anzahl von Zeitungskorrespondenzen in Serien oder Einzelnummern, wodurch die Ausdung und Verzweigung dieser Wurzel der Stoffvermittlung für die Presse dargestellt wird.

Eine Anzahl von — vorwiegend deutschen — politischen Tagesblättern, die dem Institut von den Herausgebern regelmäßig geliefert und deren neueste Nummern jeweils ausgelegt werden.

Aus diesen stetig fließenden Quellen werden seit 1916 ständig zeitungskundliche Mitteilungen und Artikel gesammelt. Aufsätze über Zeitungswesen, die in anderen Zeitschriften erscheinen, werden katalogisiert.

Feldzeitungen, das heißt eine Auswahl der während des Weltkrieges von den Truppenverbänden herausgegebenen Blätter in Einzelnummern.

Die Bibliothek des Instituts sammelt nur Literatur über Zeitungskunde und was damit eng zusammenhängt. Sie gliedert sich in folgende Abteilungen: Allgemeine Presseverhältnisse der Gegenwart in Deutschland und im Ausland, deutsche und fremdsprachige Literatur darüber. Geschichte des Zeitungswesens mit Sonderabteilungen, wie allgemeine Geschichte der Presse und Spezialgeschichten von deutschen Provinzen, Orden und einzelnen Blättern, darunter Festschriften über die Geschichte einzelner Zeitungen. Ferner Geschichte des englischen, französischen, amerikanischen, italienischen Pressewesens. Nachrichtendienst. Oeffentliche Meinung. Politischer Teil der Zeitung. Wirtschaftsteil. Feuilleton mit Unterabteilungen. Lokaler und kommunaler Teil. Sportteil. Anzeigenteil. Verlag und Expedition. Postzeitungslisten. Zeitungs-Kataloge von Anzeigenagenturen. Jahr- und Handbücher der Presse. Fachzeitschriften für Zeitungswesen, deren neueste Nummern ausliegen. Amtliche Pressestellen, staatliche und kommunale. Presserecht, Urheber- und Verlagsrecht. Pressefreiheit und Zensur. Buchverlag und Buchhandel. Psychologie und Soziologie. Allgemeine Geschichte, Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte. Länderkunde. Politik, im besonderen Parlamentarismus und Parteiwesen. Volkswirtschaft. — Handbücher und Nachschlagewerke allgemeinen Inhaltes. — Weitere Unterabteilungen werden ausgebaut.

Der Dichter Friedrich Theodor Vischer.
Zu seinem 40. Todestag, gest. 14. September 1887.



Friedrich Theodor Vischers Werk „Auch Einer" gehört zu den bedeutendsten Schöpfungen der deutschen Literatur.

Neue Schriftsteller-Anekdoten.

Ein in Paris weilender amerikanischer Journalist, der ehemals der Legion im Weltkrieg angehört hatte, war im Vormonat zu Gast bei dem bekannten Grafen Boni de Castellane, der sich lange Zeit in Amerika aufgehalten hatte. Nach einer langen, nächtlichen „Drahung" in den verschiedenen Vergnügungsstätten von Montmartre machte der Amerikaner zu seinem französischen Freunde die Bemerkung:

„Euer Paris von 1927 erweckt wirklich geradezu Abscheu vor dem Laster!"

Worauf der geistreiche Autor des Buches „Die Kunst, arm zu sein" erwiderte: „Das ist möglich, sicher aber erweckt euer New-York von 1927 den Abscheu vor der — Tugend."

Zu Marcell Prevost kam eines Tages ein Freund und bat ihn um einen guten Rat. Er wolle heiraten und habe die Auswahl zwischen einigen jungen Damen, die ihm gleich sympathisch seien. „Sagen Sie mir als hervorragender Frauenkenner, wie soll die vollkommene Gattin eigentlich beschaffen sein?"

Prevost: „Die vollkommene Frau ist die, die dir treu ist, aber dich doch so rücksichtsvoll und aufmerksam behandelt, als wenn sie dich betrügen würde."

Zu Robert de Flers, dem kürzlich verstorbenen sehr fruchtbaren Bühnenautor, kam ein jüngerer, weniger erfolgreicher Kollege und klagte ihm, daß ihm nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Leben bei den Frauen kein rechtes Glück beschieden sei.

Flers erklärte: „Ihre Komödien kenne ich, Ihre Frauen kenne ich nicht, aber vielleicht leiden Sie in Theater- oder in Liebessachen an dem gleichen technischen Fehler. Sie beginnen Ihre Komödien immer mit prächtigen Tiraden, dann folgen schwächere Szenen und die Aktschlüsse sind unwirksam. Das richtige Rezept ist es, die wirksamsten Effekte nicht gleich zu Beginn zu verschwenden und vor allem gute Aktschlüsse zu finden. Und das ist besonders bei Liebesaffären eine Kunst, die nicht jeder trifft.

Auch verfallen Sie in Ihrem letzten Schwank auf die Idee, das Stück mit einer Heirat beginnen zu lassen. Das ist ein Mißgriff. Ein wirklich lustiges Stück muß mit der Hochzeit schließen. Was dann noch folgt, ist stets traurig und kann nur den Hintergrund für ein Drama bilden."

Luigi Pirandellos neueste Stücke, „Diana und die Tuda" und „Die Freundin der Frauen" sowie „Das Gift" von Henri Bernstein wurden vom Verlag Piper & Co., für den Bühnenvertrieb als Herbstnovitäten erworben. Ferner gelang es, die Aufführungsrechte eines bisher unbekannt gebliebenen Dramas von Anton Tschechow „Der unnütze Mensch Platonow" zu erwerben. Die Stücke werden im Herbst und Winter dieses Jahres über eine Reihe deutscher Bühnen gehen.

Literatur

Lebensfreude.

O du lichtsonniger Tag!
Mein bist du, Liebe und Leben!
Möchte vom blühenden Hag
Leicht wie der Falter jetzt schweben.
Möcht' wie der Bach durch die Au
Eilen mit hüpfenden Füßen,
Segeln mit Wölklein im Blau,
Welt, dich jauchzend zu grüßen. —

A. B.

Die Seele der Welt.

Von Arthur Brausewetter.

Eine alte Sage erzählt von einer blauen Blume am Kyffhäuser, die in geweihter Nacht ihre Blütenpracht entfaltet, und wer sie findet, dem öffnen sich hochragende Hallen tief in den Bergen und spenden im unermeßliche Schätze.

Diese blaue Wunderblume ist die Liebe. Wer sie gefunden, dem öffnen sich nie geschaute Wunder, dem ist alles voller Duft und Blütenpracht, die ganze Erde ist ihm neu.

Das Wunder, nach dem wir uns sehnen, des wir harren, ist die Liebe. Ein anderes Wunder gibt es nicht. Sicher kein größeres als sie.

Und weil sie ein Wunder ist und das größte, das es je gegeben, darum kommen die armen Menschen nicht zur Ruhe und nicht zum inneren Frieden, bis sich ihnen dies Wunder geoffenbart, darum durchsuchen und durchforschen sie die ganze Welt von allen ihren Höhen bis zu ihren tiefsten Tiefen. Und erst wenn sie die Liebe gefunden, kehren sie heim und sind glücklich und geborgen.

Viele aber suchen mit heißer Seele und finden nicht. Und kehren nie heim und sind nie geborgen. Denn ohne die Liebe gibt es keine Geborgenheit auf dieser armen Erde. Ohne sie ist alles dunkel und leer. Mit ihr aber ist alles hell und reich.

Wer die Liebe nicht gefunden, der hat den Sinn und Zweck des Lebens nicht gefunden. Dessen Dasein ist arm und leer geblieben, mag er der klügste oder der reichste aller Menschen gewesen sein. Was nützt es ihm, tausend Kniee vor ihm gebeugt zu sehen, tausend Zungen seinen Ruhm verkünden zu hören, wenn sich ihm kein Herz in Liebe neigt?

„Die Liebe geht allem vor, dann kommt die Arbeit — und weiter gibt es nichts", sagt einmal Gobineau.

Was ist die Liebe?

Man kann eine Blume genau kennen nach Namen, Klasse, Ordnung, kann sie in ihre Bestandteile zerlegen und bestimmen — aber wirklich kennt die Blume nur, der an ihrer Schönheit sich erfreut, an ihrem Dufte sich gelabt. Man kann den Süden kennen nach Büchern und Reisebeschreibungen und schönen Bildern. Aber wirklich kennt den Süden nur, der seine blauen Seen wie leuchtende Augen geschaut und seine hochragenden Berge, dem sein lachender Himmel, seine leichte Luft das Herz wieder gesund und stark und frei gemacht.

So ist es mit der Liebe. Du kannst von ihr in Büchern lesen, kannst sie preisen und rühmen hören in jauchzenden Liedern, kannst die Weisen und die Toren über sie reden und orakeln vernehmen. Erst wenn du sie gefühlt in deines Herzens Tiefe, wenn sie dein ganzes Leben erfüllt und durchflutet, wenn du sie spürst wie eine heilende, lindernde Macht oder wie große, heilige Freude, wenn sie deine Seele wieder hoffnungsfroh und stark, dein Tun befriedigt und glückselig gemacht, wenn sie dich aus dem Tod der Traurigkeit und Starrheit geweckt zu neuem Leben und Sehnen, erst dann weißt du, was Liebe ist.

Alle Erkenntnis ist dir nichts nütze. Die Liebe ist Erkenntnis. Alle Bildung ist hinfällig. Nur eine hat Geltung; die Herzensbildung. Herzensbildung aber ist Liebe. Nicht dein Kopf, deine Seele entscheidet den Wert oder Unwert deines Seins. Ob du Liebe hast, das ist die letzte aller Fragen.

Wo die Liebe ist?

Ueberall ist sie. Sie erfüllt die ganze Welt. Sie ist ihre Seele. Nicht nur im Herzen der Menschen ist sie. In jedem warmen Strahl der Sonne, jedem milden Schein des Mondes, im leisen Flakkern der Sterne, im weichen Hauche der Nacht, im stillen Grün der Wiesen, im rauschenden Wogen des Kornes, über das die weiche Gotteshand dahinstreicht — überall ist die Liebe. Aus jeder kleinen Blume am Wegesrande grüßt sie, aus dem Gesang der Vögel und dem Flug der Falter dringt ihr lösender Hauch... die Seele der Welt ist die Liebe.

Was nützte es dir, wenn du alle Schätze der Welt gewännest — aber ihre Seele fändest du nicht?

Die letzte Erkenntnis Cäsars.

Weil die Nacht so voll seltsamer Beklommenheit war — einer Beklommenheit übrigens, die er nur allein schweigend unter lärmenden Kumpanen zu empfinden schien — beschloß Cäsar, den Weg vom Gastmahl des Agrippinus bis zum Traum Portias zu Fuß zurückzulegen.

Stumm und verhüllt schritt der Einzige, unerkannt in der dunklen Nacht, durch die Gassen Roms. Ehrfürchtig warfen Pflaster und Häuser den Hall der furchtbaren Schritte zurück, welche die Welt zerstampft hatten, damit das Chaos in den ungeheuren Abgrund einer unersättlichen Seele stürzen könne.

„Wie mein Blut zittert!" dachte Cäsar. „Wanken nicht die Häuser? Ah, es ist der Wein!" Aber er fühlte mit Verwunderung, daß es nicht der Wein war, der ihm fremd und träumerisch im Blute klopfte. Als er nach einer Weile seltsam tiefen Nachdenkens still stand, wallte ihm die erschütternde Einsamkeit der dunklen Ebene entgegen. Wollte er hierher?

Stefan George,
der erste Träger des Goethe-Preises.



Während die jährliche Verteilung eines Kleist-Preises und eines Schiller-Preises alte Einrichtungen sind, ist ein Goethe-Preis durch die Stadt Frankfurt (Main) dieses Jahr zum ersten Male verteilt worden. Träger dieses Preises ist Stefan George, der berühmte Lyriker.

„Rom!" gurgelte der Tiber gelb und schwer hinter ihm. Cäsar lächelte verwundert. „Was ist Rom?" Er blickte zurück auf die Stadt, die wie ein Schemen hinter ihm schwamm, er blickte zurück auf die Gastmähler der Agrippini, auf die Träume der Portien. Weit und ungesättigt klaffte seine Seele in ihm auf; die eroberten Länder und Völker, die Krone Roms und das anbetende Geschrei der Menge versanken darin; und alles zusammen fühlte noch kein Tausendstel des ungeheuren Raumes. Cäsar betrachtete nachdenklich sein weites, dunkles Gewand, das wie ein Nachtfalter in die endlose Ebene hineinwehte, in diese Ebene, die nicht unter seinen Schritten zittern wollte und die den Herrn der Welt nur als Bruder ansprach. Plötzlich durchfuhr ein scharfer und nadelfeiner Stich seine bestürzte Seele, als durchbohre ihn schmerzhaft der Strahl der Sterne: aus dem weiten, finsteren Feld kam mit dem Winde ein Menschenweinen.

Gewaltiger flutete die Nacht ihm entgegen. Die glänzenden Sterne durchdrangen das dichte Dunkel nicht mehr. Cäsar wandte sich um. Wo war Rom? Fortgewischt vom blinkenden Spiegel der Erde. Wo war diese Erde selbst? Versunken in ewigen Abgründen. Im grenzenlosen Raum war nichts als das leise, unausweichliche Klagen, das der Wind auf seinen Flügeln durch alle Ewigkeiten trug. Ueber alle Begriffe groß war die Kraft dieser Klage. Sie riß die Seele des Imperators mit unerhörter Gewalt aus ihren Verschanzungen und schleuderte sie an die Quellen dieses Leides, an denen sie niederstürzte, und sich ergab.

Als Cäsars Fuß nach einer kurzen und hastigen Wanderung vor einem lebenden Körper zögerte, das Weinen stockte und eine zarte, helle Stimme ihn anrief, erkannte er im schwachen Licht der Sterne ein Mädchen, das noch sehr jung zu sein schien und bei seinen Fragen den Arm enger um etwas Bewegliches legte.

„Es ist ein junges Eselfüllen!" sagte die Stimme zärtlich und traurig, „es hat sich schwer verletzt — ich kann es nicht mehr tragen!"

Cäsar dachte nach, dann begriff er. Staunen erfüllte ihn.

„Weißt du nicht, daß du dein Leben wagst? Wölfe können kommen. Auch Menschen —", er zögerte, „die nicht besser sind als Wölfe. Unter den mit Cäsar Heimgekehrten —".

Er schwieg und beugte sich tiefer über das zuckende Leid.

„Komm, ich bringe dich heim. Ich werde dich schützen."

Das Mädchen murmelte: „Ich kann das Füllen nicht mehr tragen. Ich trug es eine Stunde. Ich bin zu schwach." — Tränen flossen.

Cäsar streichelte unbewußt die zarten Schläfen. „Ist das Tier so wertvoll? Schilt man dich daheim?"

Sie schüttelte den Kopf. „Mich schilt niemand. Auch ist das Tier nicht wertvoll. Aber die Wölfe können das Arme zerreißen. Oder es verblutet. Sieh, wie das Blut durch das Leinen sickert. Wie es leidet, wie es leidet!"

Schweigend riß Cäsar einen Streifen Zeug von seinem Untergewand, kniete nieder und wand das Leinen um die Wunde. In das leise Stöhnen des Tieres hinein sagte er sanft: „Es wird nicht verbluten. Laß dich heimbringen!"

„Die Wölfe!" flüsterte das Kind schaudernd. „Ich danke dir. Du bist gut. Aber ich muß hier bleiben!"

„Und wenn die Wölfe dich zerreißen?" — Das Kind zitterte und schwieg. Hingebreitet lag es neben dem verwundeten Tier, ein reines Gefäß erbarmender Liebe.

Cäsar, immer noch knieend, hob vorsichtig den jungen Esel auf seine Arme. „Führe mich!"

Wie ein sanfter Wind glücklich aufspringt, so schwebte das Mädchen empor. Aus dem nur undeutlich erkennbaren Antlitz flammten zwei unbeschreibliche Sterne. „Du bist gut. Ich danke dir."

Wie sie nebeneinander durch die Nacht schritten, hob Cäsar schweigend die Stirn dem glänzenden Himmel entgegen, neigte sie der zärtlichen Erde zu. Er versuchte zu denken, aber er konnte nur fühlen, daß von diesem Tier auf seinen Armen ein gewaltiges Meer von Glück ausging, über ihn hereinbrach, und seine leere, grenzenlose Seele füllte bis zum Ueberschwall. Er badete sich in diesem Meer von Glück, er tauchte darin unter und kam wieder an die Oberfläche als etwas Fremdes, das er froh bestaunte. Da sagte das Mädchen, ihn mit den herrlichen Augen überglänzend: „Warum sind nicht alle Menschen gut und mitleidig wie du?"

Was war das für eine ungeheure Welle von Blut, die plötzlich vor seinen Füßen aufquoll, sich über ihn stürzte und mit dunkelrotem Schleier alle Sterne verhängte? Er schloß die Augen und schwankte. Rot stieg es auf aus den wilden Wäldern Germaniens, umbrandete die gallischen Städte, erfüllte ganz Spanien und leckte an dem heißen Himmel Afrikas hinauf. Er keuchte.

„Bist du müde?" Das Mädchen stand still. „Willst du ruhen?"

Der Mann schüttelte den Kopf. Er wollte nicht rasten. Die kühle Nachtluft konnte dem Tier schaden. Er hielt es hoch und sorgsam, während er durch das entsetzliche Blutmeer schritt, das seine Füße gleiten machen wollte. Langsam neigte er im Dunkeln sein Gesicht hinab. Als seine Wange das weiche Fell berührte, versank plötzlich der blutige Strom. Ueber der wunderbaren Einsamkeit blühten wieder groß und silbern die Sterne. Eine letzte, göttliche Glückseligkeit durchbrauste ihn, unirdisch und übermenschlich.

„Wir sind daheim!" sagte das Mädchen und half ihm, das Tier in den offen stehenden Stall betten, „bleibe —", aber der Wanderer war schon wieder in die sternbeglänzte Ebene hinausgeschritten, als stiege er erlöst aus dem demütigen Wunder der Stunde in das große, stumme Brausen der Ewigkeit.

Literatur

— Atemlos wartete die Nacht auf die Gnade des Lichtes. Als die ersten Strahlen über den reinen Horizont schossen, blieb Cäsar stehen.

„Welche Erkenntnis! Auf hunderttausend Leichen nichts als ein einziger geretteter Esel!"

Er bückte sich. Vor seinen Füßen war ein dunkler Fleck. Hier hatte es gelegen und geblutet, das einzige Geschöpf auf der Welt, das die Seele Cäsars gesehen hatte. Der Imperator schaute geschlossenen Auges in das Licht einer Zukunft, die sich jenseits eines Meeres von Blut und Qual langsam und unbegreiflich schön in das junge Morgenrot hob.

Die göttliche Lockung dieser Zukunft überglänzte träumerisch die drei Tage und Nächte, die sein unersättliches Herz noch vom Dolch des Brutus trennten.

Wege zu schriftstellerischen Erfolgen.

Für alle, die sich gern gedruckt sehen möchten, es aber vermeiden wollen, ihre Einsendungen mit dem Vermerk „Leider nicht verwendbar" zurückzuerhalten, seien hier einige Winke gegeben:

1. Jede Schriftleitung hat einen wahrhaften Abscheu vor wirklich neuen Gedanken. Der Einsender von Skizzen, kurzen Erzählungen und dergleichen möge also nicht Zeit und Kraft auf die Erfindung neuer Situationen verschwenden, sondern einfach eine Geschichte aus dem letzten Jahrgang heraussuchen und lediglich den Personen andere Namen geben. Das genügt vollkommen.

2. Manuskripte brauchen nicht mit der Maschine geschrieben zu sein, da jeder Redakteur mit wahrer Wonne halbleserliche Handschriften entziffert. Bekanntlich haben fast alle Geistesgrößen schlecht geschrieben, so daß eine unleserliche Handschrift geradezu als Empfehlung dient.

3. Jeder Beitrag sollte die Eigenart des Verfassers wiederspiegeln. So brauche man grüne Tinte auf gelbem Papier, um sicher zu sein, daß das betreffende Geistesprodukt in jeder Redaktion, der es eingesandt wird, eingehend besprochen wird.

4. Man zeige Selbstvertrauen in sein Werk, indem man ihm niemals einen freigemachten Umschlag für die Rücksendung beigefügt. Die Schriftleitung möchte sonst zu der Ansicht kommen, daß man selbst nicht an die Annahme des Beitrages glaubt. X

Die letzte Stunde.

Skizze von Elisabeth v. Aster.

In dem schönen, mit erlesenem Geschmack ausgestatteten Raum hatte soeben noch wirres Durcheinander von halbgefüllten Koffern, umherliegenden Kleidungsstücken und geöffneten Schubfächern geherrscht. Nun lichtete es sich allmählich, und Martina trat aufatmend ans Fenster. Zerstreut streifte ihr Blick die Rasenflächen des Parks, auf die das Geriesel goldener Blätter von hohen breitästigen Linden fiel. Erste Sonnenstrahlen zuckten wie goldene Blitze über Busch und Baum und über die vielverschlungenen Wege. Leiser Wind grüßte den jungen Tag, der sich schwer aus Dunstschichten rang, der Martinas letzte Stunde auf Petershagen brachte. Schnell kam sie, die letzte Stunde, und bald würde alles hinter Martina liegen, was ihr bisheriges Leben bedeutete. Endlich war sie so weit, hemmende Schranken niederzureißen, Fesseln abzustreifen, ihr eigenes Leben zu beginnen, das mit tausend Stimmen nach ihr rief, lockend, verheißend, unwiderstehlich. Martina atmete in tiefen, durstigen Zügen die reine Morgenluft, dann wandte sie sich ins Zimmer zurück. „Eigen ist es um solch eine letzte, oft im Geist vorher erlebte Stunde," dachte sie, „Weh birgt sie, auch ein wenig Reue, aber auch Hoffen auf endliches Glück!" Prüfend glitt ihr Blick durchs Zimmer und blieb auf einem kleinen welken Strauß am Boden haften. Braun, unscheinbar lag er zwischen einigen Papierfetzen. Martina hob ihn auf; sie kannte ihn wohl. Seit Jahren hatte sie ihn verwahrt, dann vergessen. Es waren die ersten Blumen, die ihr Mann ihr gab, das erste Liebeszeichen von ihm. Wohin war jene Zeit entschwunden, da sie zum erstenmal Seite an Seite mit ihm über die schattigen Wege dort unten schritt, da seine Hand die Blumen für sie brach?. Vor langer, langer Zeit mußte es gewesen sein, denn viel, unendlich viel lag nun dazwischen: Sichfinden in jauchzendem Glück, Enttäuschtsein und Entfremdung, rastloses Suchen, Selbstqual, Verzweiflung und das Finden eigener Wege, die von denen des Mannes sich trennten. Sie, Martina, würde den Weg der Kunst beschreiten, der zu den Höhen des Lebens führt. — Sie dachte des Tages, da Katja Kollnow, die Malerin, zum erstenmal dies Haus betreten, sie alsbald in ihren Bannkreis zwingend, der unbeschreiblichen Reiz auf Martinas empfängliches Gemüt, ihr unbefriedigtes Inneres ausübte, der sie loslöste vom Alltag, von Selbstqual, aber auch von Pflichten, die sie zuletzt mit Widerwillen nur erfüllt. Auf dem Schreibtisch dort lag Katjas letzter Brief. „Mach Dich endlich frei!" hieß es darin. „Besinne Dich auf Dich selbst, lebe Dir und Deiner Kunst!"

Noch immer hielt Martina die welken Blumen, die anderes sprachen als das Briefblatt. Von Liebe redeten die verdorrten Maßliebchen; von Treue, Nichtvergessenkönnen die Vergißmeinnicht. Doch Martina mußte vergessen um jeden Preis. Völlig frei wollte sie sein. Mit unwilliger Gebärde schleuderte sie den welken Strauß durchs Fenster in den Park! Eines Menschen Fuß zertrat ihn. Der Fuß ihres Mannes, der schweren Schrittes vom Hause herkam. Gebückt ging er, gesenkten Blickes — — dem Walde zu. Er wollte dem Abschied aus dem Wege gehen. Aber es war Martina, als dürfe sie nicht fortgehen, ohne ihm ein Wort gesagt zu haben. Welches Wort? Eines nur gab es, das er hören wollte, nach dem er dürstete.

Seltsam rührt solch eine letzte Stunde an verschlossene Pforten unserer Seele. Sie sprengt sie und läßt vieles klar erkennen, was andere Stunden im Hasten des Tages verbergen. In jäher Erkenntnis sah Martina, nun diese Stunde ihrem Leben letztvergangener Jahre den schimmernden Schleier von Kunstbegeisterung, von Gier nach Erleben, nach Zerstreuung, nahm, den Weg, auf dem sie schritt, ganz deutlich...

Es war ein Weg, der in die Irre führte, weil über ihrem Erlebenwollen, ihrer Sehnsucht eines anderen Glück zerbrach. Aber war es nicht Pflicht, ihrer Kunst, ihrem Können zu leben? Martina seufzte. Dort hingen ihre Bilder, ihre Studien! Meisterwerke waren es nicht, und außer ein wenig Freude gab sie der Menschheit nichts damit. Wie teuer diese Freude erkauft ward, empfand Martina jetzt...

Leben kam plötzlich in ihre reglose Gestalt. Mit wenigen Griffen riß sie die Bilder von der Wand. Dort war der Kamin — — hier Zündhölzer! Eins, zwei, eine ganze Handvoll flammte auf. Schweratmend, mit verschränkten Armen wartete sie, bis die Flammen hoch aufloderten, dann lief sie, so schnell sie konnte, über die Terasse durch den Park dem Walde zu. —

Was die beiden Menschen dort draußen unter dem Rauschen der Buchen im herbstlichen Wald gesprochen, das haben sie zutiefst im Herzen bewahrt, wie man Heiligstes hütet. — —

Katja, die Malerin, ist nicht wieder nach Petershagen gekommen. Auch der Briefwechsel mit Martina schlief ein. Die beiden Frauen hatten sich nichts mehr zu sagen, auch mangelte es der fleißigen Gutsfrau von Petershagen an Zeit, seit aus letzter Stunde die Stunde ward, in der sie erkannt hatte, daß nicht erfülltes Begehren den Wert unseres Lebens ausmacht, daß Geben — aus vollem Herzen Geben — beglückender ist als Empfangen.

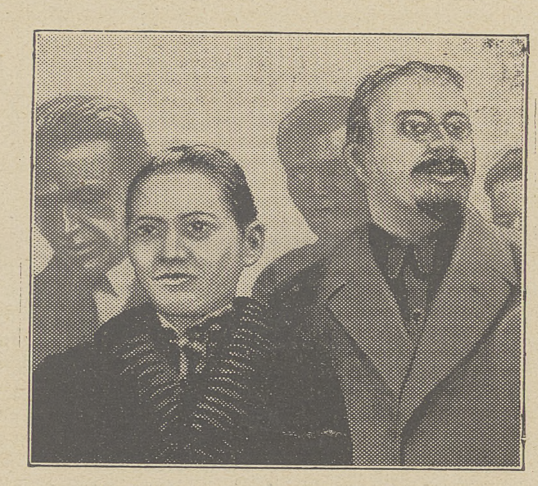
Theater-Nachrichten.

„Der Erzherzog". Die Direktion der Roland-Bühne hat das Aufführungsrecht von Borgheses dreiaktigem Drama „Der Erzherzog", deutsch von Dr. Stephan Hock, erworben. Dieses Werk, das die Tragödie des Kronprinzen Rudolf auf die Bühne stellt, hat eine bewegte Vergangenheit. Vor einigen Jahren wurde die Aufführung in Wien verboten. Seither wurde die Absicht einer Aufführung fallen gelassen, um die Gefühle gewisser Kreise nicht zu verletzen, wiewohl das Drama in keiner Weise tendenziös gerichtet erscheint. Tatsächlich hat in letzter Zeit auch Max Reinhardt im Hinblick auf die seither geänderten Zeitverhältnisse das Werk angenommen, konnte sich aber schließlich doch nicht zur Aufführung verstehen. Auf Grund interner Verhandlungen wird nun, wie jetzt scheint, das Kronprinzendrama in der Roland-Bühne in Szene gehen, um voraussichtlich dann im Wege von Gastspielen auch im Auslande aufgeführt zu werden. Man darf jedenfalls gespannt sein, wie die dramatische Bearbeitung des Mayerlingdramas aufgenommen wird.

„Die Papiermühle". Im Deutschen Volkstheater wird als nächste Neuheit Georg Kaisers Lustspiel „Die Papiermühle" vorbereitet, das Hans Schweikart in Szene setzt.

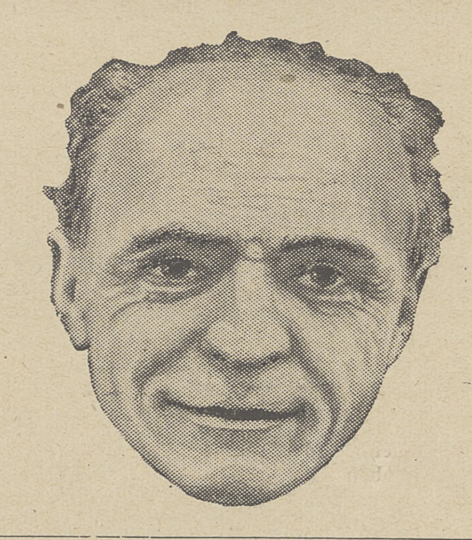
„Thomas Paine", das neue Schauspiel von Hans Johst, ist von den Barnowsky-Bühnen in Berlin zur Aufführung in der kommenden Spielzeit erworben worden.

„Kasperles Abenteuer". Die Puppenhistorie „Pinocchio" von Collodi, das Lieblingsbuch aller italienischen Kinder, ist von Oskar Weitzmann als Weihnachtsmärchen für die Bühne bearbeitet worden und Professor G. Schieldorup in Benediktbeuern hat dazu eine Bühnenmusik geschrieben. Das Werk gelangt unter dem Titel „Kasperles Abenteuer" an den Vereinigten städtischen Theatern in Kiel zur Uraufführung.

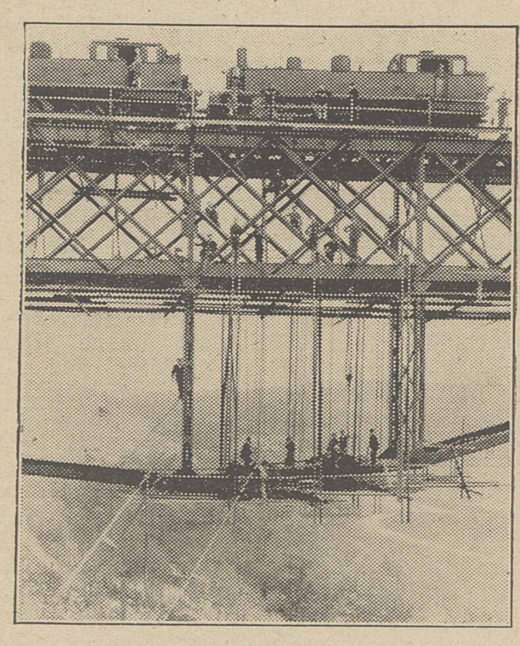


Sun-Yat-Sens Witwe in Moskau.
Frau Sun-Yat-Sen und der frühere russische Botschafter in Peking, Karahan, auf dem Moskauer Bahnhof.

Der englische Vertreter Lord Cecil.
Zur kommenden Seeabrüstungskonferenz.



Probebelastung einer verstärkten amerikanischen Eisenbahnbrücke.



Theater

Bielitzer Stadttheater.

Die Theaterzettel künden den Beginn der diesjährigen Spielzeit des Bielitzer Stadttheaters für den 1. Oktober an. Ausschließlich das Sprechstück wird gepflegt werden. Operetten werden nur in Gastspielen gebracht. Soviel dem von der Theaterleitung bekanntgegebenen Spielplan zu entnehmen ist, wird dem Lustspiel ein breiter Raum eingeräumt. Aber auch die modernen Arten dramatischer Dichtung sollen gepflegt werden.

Die Bielitzer Theatergesellschaft hat sich selbstverständlich nicht leichten Herzens entschlossen, von der bisherigen alteingebürgerten Weise: der Operette im Spielplan besonders reich zu gedenken, abzugehen. Eingehendste Erwägungen haben diesen Entschluß als unbedingt notwendig reifen lassen. Die Unsummen verschlingenden modernen Ausstattungsoperetten brachten eine derart hohe Belastung des Theaterbudgets, daß der Weiterbestand des deutschen Theaters völlig gefährdet erschien. Offene und schlummernde Gegnerschaften in den Kreisen des Bielitzer Stammtheaterpublikums, die sich dem allerdings betrüblichen, aber unvermeidlichen Beschluß der Theatergesellschaft entgegenstemmen, werden schwinden müssen, um jenen Besitzstand auf die Dauer währen zu können, der als Rest einstiger Hochblüte verblieben ist. Es handelt sich um Kulturgut, das bei einiger Opferfreudigkeit leicht erhalten werden kann. Ein Appell der Kulturfreunde an alle deutsches Kulturgut hoch wertende Bürger Bielitz-Bialas und der näheren Umgebung wird gewiß nicht ungehört verhallen. —

Kinder auf Bühne.

Ich käme reichlich spät, wollte ich die Theaterkinder überhaupt erst entdecken. Aber ich meine gar nicht diese Coogans mit dem garantierten Theaterblut und erfolgversicherter Reklame, sondern sozusagen ganz normale Kinder, wie sie durch unsere Gärten tollen und — nach einer sehr betrüblichen Statistik — leider immer weniger werden. Wo ich sie auf der Bühne fand, ist eigentlich Nebensache. Denn es geht ja nur um einen Durchschnitt. Eine kleine Nichte kam zu mir und erklärte: „Du, Onkel, ich spiele den Quitsch, das mußt du dir ansehen!" Onkeln müssen ja immer, Quitsch schien mir auch weder allzu klassisch noch etwa hypermodern zu sein, politisch war er wohl auch nicht, also mußte ich müssen und ging mit dem festen Vorsatz, mich gründlich zu langweilen, zu Quitschens Schulschlußfest.

Und da machte ich eben meine ganz private Entdeckung. Ich hatte mich auf Gedichtaufsagen mit obligatem Steckenbleiben und dergleichen mehr, das nur für die respektiven Erzeuger und Erzeugerinnen von einem auch noch nicht ganz zweifelsicheren Interesse ist, gefaßt gemacht, aber ich fand wirklich Kinder auf der Bühne spielend. Das war die Ueberraschung. Und wie ich sie spielen fand, das war die Entdeckung. Ich bin ja kein Theaterreferent und war nicht mit der Absicht gekommen, alles von vorn bis hinten genauestens durchzukritisieren, ich entdeckte auch keine überragenden Talente, ich schaute nur, daß das Theaterspielen wahrscheinlich viel mehr eine Angelegenheit der Kinder ist, als wir Erwachsenen mit unserer tragischen Ueberlegenheit es noch wahr haben wollen. Und ich durfte mich überzeugen, daß in unserer angeblich so theatermüden Zeit der Spielbetrieb des Urtheaters noch so lebendig ist als nur je.

Ein paar Beispiele, wie ich sie sah: Stand da irgendwo auf dem Programm etwas von einem Lied: „Gesungen und getanzt von den ... thaler Girls!" O weh, dachte ich mir, die sündige Revue mit ihrer groben Effekthascherei hat also glücklich da auch schon Wurzel geschlagen. Was wird's werden? Eine kitschige Tiller-Kopie. Der Vorhang ging auf, sechzehn kleine Mädchen in bunten Papierröckchen und alle mit einem großen, roten Herz auf der Brust, sangen und schwangen ihre weißbestrumpften Beinchen im Takt, daß Tiller wirklich seine helle Freude daran haben hätte können. — Aber das war doch etwas ganz anderes, ich möchte fast sagen: Feineres. Aller Erotik entkleidet, weil es eben Kinder waren.

Oder: Ein Kleinchen auf der Bühne sang und wiegte sein winziges Puppenkindchen im Schlaf, mit allen Gesten und Liebkosungen einer Mutter. Vor mir, knapp an der Rampe, stand mit staunenden Augen ein anderes Mädchen, sah zu und spielte stumm und ohne es zu wissen, jede Bewegung mit, als ob sie dem kleinen Schwesterchen droben soufflieren sollte. Und wieder: Mädchen spielten, was Mädchen auch später gern spielen, Hochzeitmachen. Dann war es aus. Die Zuschauer applaudierten aus Leibeskräften. Die kleinen Gefeierten auf der Bühne knixten einmal, knixten nochmals und dann — als der Beifall sich noch immer nicht legen wollte — dann klatschten sie begeistert mit. Sie waren verwirrt, sie wußten nicht, was schöner wäre, Spielen und beklatscht werden oder selbst klatschen. Da entschieden sie sich, ohne Ueberlegung, nur mitgerissen von ihrer eigenen Freude, beides zu vereinen. Theater besann sich auf sich selbst. Darsteller und Publikum wurden eins. Das Publikum spielte mit wie das Mädchen an der Rampe, und die Schauspieler, die freuten sich mit an ihrem eigenen Spiel. Die reine verkehrte Welt, möchte einer sagen, der nur unser letztes Theater, auf das wir so sehr stolz sind, kennt, aber es ist doch wahrscheinlich die echteste Theaterwelt.

Und Augen sah ich. Wenn einmal das Wort von den Augen als Seelenfensterchen galt, so war es hier. Als leuchtete etwas von der urmenschlichen Heiligkeit des Spieles aus ihnen, so glänzten sie, und das war das Geheimnis, das sie verrieten: Theaterkunst ist Spielenkönnen ganzen Menschens. Ihre ganze Seele war Spiel, begeisterte sie als Zwerg, Elfe, Wassermännlein oder Königin. Nicht um der gewichtigeren oder bescheideneren Rolle willen, sondern nur aus dem reinen Trieb nach dem Andersseinkönnen. Das macht diese Kinder so selbstverständlich und so selbstsicher auf der Bühne. Es gab Heiterkeit ohne Trübung. Ich versäumte natürlich nicht, die kleinen Künstlerinnen in ihrer Garderobe aufzusuchen. Da war alles wiederum vorbei. Königin und Page gleich Kind, alle aber gleich voll der Freude.

Daß sie so gut spielten? Gewiß, sie haben sich ja auch mit dem Lernen geplagt; aber es ist mir doch darüber hinaus ganz plötzlich klar geworden: das Entscheidende war, daß in ihnen die Urkräfte, die zum Theater führten, unabgelenkt noch wirksam sind.

Von den Kindern müßten wir wieder Theaterspielen lernen, dann möchte uns am ehesten die Freude daran wieder kommen, weil sie es uns weisen, daß man es gerade nur so ernst nehmen darf, als es uns ernst mit dem Spielen sein muß.

Dr. Franz Häußler.

Eignung.

Skizze von Gustav Finke-Bülter.

Der Schauspieler ist das Produkt seiner Onkel und Tanten, desgleichen das seiner Freunde und der begeisterten jungen Mädchen. Wenn auch dieser Satz nicht im entferntesten eine Allgemeingültigkeit hat, auf Gottfried Lobedank traf er unbedingt zu. Denn nachdem er in einem Stück, das von Edelmut und Bosheit überlief, den herrlichen Helden gespielt hatte, weissagten ihm die eingangs erwähnten Nahestehenden eine glänzende Zukunft. Er müsse auf ein richtiges Theater, sprachen sie, in die Großstadt, er dürfe bei einer Liebhaberbühne seine Talente nicht verzetteln. Dann könne er, jawohl, ungeahnt schnell könne er zu Reichtum und Ehren gelangen.

Nun ist Eitelkeit, wachgerufen, ein Einfallstor in jede klare Einsicht. Und da die Natur dem Gepriesenen eine prachtvolle Gestalt, ein hübsches, anziehendes Gesicht verliehen hatte, weil ferner nicht viel daran lag, den mäßig besoldeten Posten eines kleinstädtischen Angestellten aufzugeben, so entschloß Gottfried sich, den Sprung in die kritische Beleuchtung zu wagen. Seine schmucke Körperlichkeit diente als Sprungbrett.

Alsobald beschäftigte Herr Lobedank, den nunmehr der Vorname Ottfried zierte, sich im Theater der Hauptstadt mit Statisterie, er betätigte sich im Freischütz dermaßen, daß er mit einem Stuhlbein gegen die eiserne Tür schlug; des weiteren mußte er Briefträger, Kohlenmänner und laut los Diener auf die Bretter stellen; bei Volksgemurmel allerdings blieb ihm die Wahl, ob er Rhabarber oder Barbara schreien wollte.

Bis man eines Tages des Vorbereitens genug sein ließ und ihm eine Sprechrolle überantwortete. Die Jungfrau von Orleans kam heraus, als Schülervorstellung, an einem Sonntagnachmittag. Der Spielleiter beschied den schlanken Ottfried zu sich. Er sagte:

„Sie haben als Krieger Fastolf den toten Talbot zu bewachen. Es kommen feindliche Soldaten. Ihr Stichwort fällt. Sie erheben abwehrend den rechten Arm und sprechen: Zurück! Bleibt fern! (Hand etwas höher). Habt Achtung vor dem Toten, (Hand ganz hoch, sie drohend leise schütteln, dann langsam herab), dem ihr im Leben nie zu nah'n gewünscht. — Wiederholen Sie!"

Nichts leichter als das. Es klappte. Der Spielleiter war zufrieden. Auch am fraglichen Nachmittag war er zufrieden. Der brave Ritter Fastolf wies textgetreu und mit den geübten Bewegungen die Feinde vom Totenlager Talbots. Nur leider geschah es, daß nach den letzten Worten die rechte Hand noch in der Luft schwebte. Um sie auf anständige Art herabzubekommen, fügte der Darsteller aus Eigenem hinzu: „Gehorcht mir und packt euch! Schert euch zum Deubel!"

Was einen schönen Erfolg zeitigte. Die jungen Leute im Zuschauerraum freuten sich. O wie sehr! Sie kannten ihre Klassiker; und dies war mal etwas anderes. Was noch keinem Vertreter des Fastolf begegnet war, begegnete Herrn Lobedank. Er bekam Beifall mitten im Spiel. Man klatschte hingerissen. Herr Lobedank neigte dankend das Haupt.

Spielleiter sind leidenschaftliche Leute. Freilich, man darf nicht übertreiben. Als er sich von seinem ersten Wutanfall erholt hatte, richtete er an den Unseligen eine Ansprache, worin wenig vom Theater und vieles von wilden Völkerschaften vorkam. Er eröffnete jenem die trübsten Aussichten für immerdar und schloß: „Die ganze Innung haben Sie blamiert! Verhaften lassen müßte ich Sie! Einsperren lassen müßte ich Sie, bis Sie schwarz werden! Häuptling —!" ... Doch am anderen Morgen erst! Da hielt er ein Papier in seinen Händen, darauf eine Vorladung zu lesen stand: Sie werden ersucht, — zwecks Vernehmung — um die und die Zeit — zu erscheinen! Polizeioberwachtmeister Hirsekorn.

Sollte es möglich sein? Hatte der Regisseur seine Drohung wahrgemacht und ihn angezeigt? Aber welches Verbrechen kam denn nur in Frage? Grober Unfug, Beleidigung, Schändung? Entsetzlich!

„Nehmen Sie Platz," sagte der Polizeioberwachtmeister Hirsekorn, „bitte."

Ottfried gehorchte.

„Es handelt sich", begann der ernste Beamte, „um die gestrige Nachmittagsvorstellung — —"

Also doch! Ottfried erbleichte.

„Ich hatte Theaterdienst, und ich muß sagen, diese Pflicht, die manchmal recht schwer ist bei den modernen Sachen, ist mir noch niemals — —"

„Ich habe schon allerlei anhören müssen," — wagte Ottfried abzulenken.

„— — so angenehm zu erfüllen gewesen wie gestern."

„Wie beliebt?"

„Besonders die Stelle von Schiller: Gehorcht mir und packt euch! Schert euch zum Deubel! — gefiel mir ausnehmend. Das heißt eigentlich, Ihre Armbewegungen dabei. Die waren geradezu aus dem Leben gegriffen. Wissen Sie, Herr Lobedank, was Sie sind?"

„Ich kann wählen zwischen Botokude und Kanake —".

„Sie sind der geborene Verkehrspolizist. Die strikte Ausdrucksform! Erstklassig! Hören Sie mich an: Was wollen Sie beim Theater? Unsichere Existenz! Kommen Sie zu uns, rate ich Ihnen. Ihre stattliche Figur, das sprechende Gesicht, vor allem Ihre entschlossene Haltung lassen Sie für uns geeignet erscheinen. Wir haben solche Leute nötig. Bedenken Sie: Kurzer Besuch der Polizeischule, Anstellung, gutes steigendes Gehalt, Pensionsberechtigung! Und dann: die wohlhabenden Bürgertöchter suchen gern ihre Lebensgefährten unter diesen anerkannt gutgewachsenen, gesunden und intelligenten Beamten. Mensch — —!"

An dem außerordentlich lebhaften Verkehrsviered, wo Gottfried Lobedank seines Amtes waltet, hat es noch nie einen ernstlichen Zwischenfall gegeben.

Musik

Oesterreichische Musiker.

Das ewige Thema von der Musikstadt Wien besitzt eine Doppelnatur. Man kann von der Musik dieser Stadt sprechen, von ihrer musikalischen Vergangenheit, und von dem, was ihre Stellung im Musikleben der Welt ausmacht. Darüber ist allerdings schon soviel Tinte vergossen worden, daß sich kaum mehr etwas Neues hinzufügen läßt, es sei denn, daß man die negativen Seiten des heutigen Wiener Musiklebens etwas näher beleuchtet. Da man aber durchaus nicht immer zu nörgeln braucht, so kann man sich auch einmal der anderen, weniger behandelten Seite dieses Themas hingeben, der Frage: Wieviel gibt Wien an musikalischen Talenten an das Ausland ab? Das Ergebnis, zu dem man kommt, ist nämlich ganz erstaunlich. Der Wiener, der in holder Selbsteinschätzung immer noch der Meinung ist, daß sich die Auslese aller großen Talente auf seine Stadt konzentriert, muß da die Erfahrung machen, daß eine fast unglaubwürdige staatliche Reihe seiner eigenen Leute im Ausland in führender Stellung tätig ist.

Es mag auf jeden Fall eine Tatsache sein, die bedacht werden will, daß gleich an dem ersten Operinstitut des Deutschen Reiches, der Berliner Staatsoper, zwei Dirigenten wirken, die der Wiener Schule entstammen. Generalmusikdirektor Erich Kleiber ist Wiener von Geburt, hat in Wien seine Ausbildung genossen. Als Wiener zählt er heute zu den Hauptrepräsentanten des deutschen Musiklebens und wird gerade von seinen Landsleuten merkwürdigerweise als Deutscher eingeschätzt. Neben ihm wirkt Georg Szell, der Schüler Richard Roberts. Er nahm in Wien als pianistisches Wunderkind seinen Aufstieg, unternahm auch in Wien seine ersten Versuche als Dirigent, seine ersten großen Erfolge jedoch hatte er erst in Deutschland, wo ihn ein kurzer Weg über deutsche Bühnen direkt an die Berliner Staatsoper führte. Uebrigens kann auch der Ausstattungschef dieses Instituts Pirchan, der als Brünner aus dem alten Oesterreich hervorging, zu denen gerechnet werden, die eher in unsere Grenzen als in die des Deutschen Reiches gehören.

In Frankfurt am Main wirkt als Generalintendant der Theater und als erster Generalmusikdirektor der Stadt Professor Klemens Krauß, über dessen urrechtes Wienertum kaum ein Wort zu verlieren ist. Immer wieder zieht ihn ein, wenn auch eng begrenzter Wirkungskreis nach Wien, doch seine Haupttätigkeit erstreckt sich deshalb doch nur auf das Ausland. In Mainz wirkt als Generalmusikdirektor Paul Breisach. Er zählt heute längst schon zu den begabtesten deutschen Dirigenten. In Wien ist er seinerzeit wohl als der einzigartige Klavierbegleiter der Liederabende Franz Steiners bekannt geworden, von seiner Kunst als Orchesterführer hat seine Vaterstadt bisher kaum Notiz genommen. Die Stadt Bochum hat zum ersten Kapellmeister ihrer ständigen Orchesterkonzerte Leopold Reichwein erwählt. Dieser Dirigent, der zwar durch sein erst kürzlich perfekt gewordenes Engagement beim Wiener Konzertverein auch weiterhin an diese Stadt gefesselt ist, muß nun seine Tätigkeit zwischen Wien und Bochum teilen. In Wiesbaden, das durch seine Festspiele im deutschen Musikleben eine besondere Stellung einnimmt, hat seit kurzem Ernst Krenek die musikalische Oberleitung übernommen. Bis vor kurzem war er in führender Position am Stadttheater zu Kassel tätig.

Doch damit ist die Reihe noch lange nicht zu Ende. Geht man nach Karlsruhe, so findet man dort als ersten Generalmusikdirektor ein Urwiener Kind, Josef Krips, vor. Er entstammt dem Grinzinger Grund und hat es in Wien über die Stellung eines Korrepetitors an der Volksoper nie herausbringen können. Einmal aus Wien entschwunden, erblickt man ihn jetzt vor jenem Dirigentenpult, das durch die jahrelange Tätigkeit eines Felix Mottl geweiht ist. In Aachen wirkt gleichfalls ein Wiener, der hier nur durch ein paar Symphoniekonzerte während der Kriegszeit von sich reden machte: Paul Pella. Köln hat sich des Schönberg-Schülers, Kapellmeisters Jalowetz, zu versichern gewußt, der nach seiner mehrjährigen Tätigkeit am Prager Deutschen Theater vorübergehend an die Wiener Volksoper engagiert war. Auch ihm war jene Karriere beschieden, die auf Wiener Boden in das Reich der Fabel gehört. Der Darmstädter Generalmusikdirektor Dr. Böhm ist zwar kein Wiener, doch als gebürtiger Grazer gleichfalls einer, der nach Oesterreich gehört. Eben dasselbe läßt sich von dem Nürnberger Opernchef Bertill Wetzelsberger behaupten, der aus Salzburg stammt.

Wie man sieht, könnte man an der Hand der in Deutschland wirkenden Musiker ganz gut die Landkarte des Deutschen Reiches rekonstruieren. Selbstverständlich beschränkt sich die ganze Liste nicht auf die hier aufgezählten Namen. Man braucht nur Josef Turnau hinzuzunehmen, dann ist auch Breslau vertreten, als dessen erster Assistent, gleichfalls ein Wiener Kind, Dr. Herbert Graf genannt zu werden verdient. Noch bedeutend umfangreicher wird die Reihe der Namen, wenn man sich nicht nur auf die Theaterleute beschränkt, sondern auch auf die in Deutschland lebenden Wiener Tondichter, unter denen Franz Schrecker und Arnold Schönberg an erster Stelle hervorzuheben sind, hinweist. Schließlich könnte man auch Adolf Busch, der, so lange er in Wien war, vergeblich um die Anerkennung rang, die ihm heute zuteil wird, zu den Wienern rechnen. Ganz merkwürdig berührt es auch, daß viele junge musikalische Talente Wiens im Ausland weit mehr bekannt sind als hier. Ständige Wiener Kammermusikvereinigungen, die man hier zwar ständig auf dem Zettel liest, werden außerhalb der österreichischen Grenzen weit mehr gefördert als in der Heimat.

Streichquartette, wie das Sedlak-Quartett oder das Gottesmann-Quartett, sind wohl in Wien bekannt und anerkannt, doch der Kampf, den sie hier durchmachen mußten, steht in gar keinem Verhältnis zu der Leichtigkeit, mit der sie sich jenseits der österreichischen Grenzen durchsetzten. Einen ähnlichen Fall erlebt man jetzt erst wieder. Eine junge Wiener Geigerin, Lilly Weiß, hat im Verein mit der Cellistin Beatrice Reichert ein Streichquartett gegründet, dessen Debüt im Wiener Konzertsaal ziemlich anspruchslos verlief. Schon eine kurze Tournee durch deutsche Städte jedoch verschaffte der neuen Vereinigung in Kürze Rang und Namen. Anläßlich eines Berliner Konzerts hatten die vier jugendlichen Spielerinnen einen durchschlagenden Erfolg. Es will fast scheinen, als sollte das Sprichwort von dem Kreuzer, der dort, wo er geschlagen ist, den geringsten Wert hat, nichts von seiner unsterblichen Wahrheit einbüßen wollen. — Tatsächlich müssen fast alle Wiener Musiktalente ins Ausland, ehe sich die liebe Wienerstadt darüber klar wird, auf welch fruchtbarem Boden ihre Häuser gebaut sind.

Iron.

Die Salzburger Konzerte.

In den Festspielwochen.

Die Wertung, welche die internationale Fachpresse den musikalischen Ereignissen der Salzburger Festspielwochen angedeihen läßt, bewegt sich ohne Ausnahmen in Auslassungen hoher Anerkennung. Besonders den drei philharmonischen Konzerten wird außerordentliche künstlerische Höhe zugesprochen. Das Orchester brachte die Kostbarkeiten der Meister in außerordentlicher Schönheit, vollendeter Plastik, anmutigster Architektur. In dem Mozartschen Klarinettenkonzert erregte der innige, empfindungsvolle Vortrag des Solisten Prof. Pollatschek allgemeine Aufmerksamkeit. Durch brillant gesetzte Kopftöne glänzte Kammersängerin Kinrina im Rondo: „Chio mi scordi dite“.

Das Schubert'sche Schicksalswerk, die „Unvollendete“ (H-moll) erhielt eine Wiedergabe von überwältigender Wirkung.

Im dritten philharmonischen Konzert gab es eine Mozart'sche Kostbarkeit zu hören, die auch sehr eifrigen Musikfreunden oft unbekannt ist. Es war dies das „Konzertante Quartett“ für Oboe, Klarinette, Horn und Fagotte, von den Professoren Pollatschek, Wunderer, Stiegler und Strobl meisterhaft gespielt.

Wie in früheren Jahren, begannen die Festspiele mit einem Kirchenkonzert im Dom. Man hörte von Mozart die Sonate Nr. 14, eine Motette, ferner Stücke von Michael Haydn und Leopold Mozart. Ausführende waren der Domchor, die Salzburger Liedertafel und das Domorchester. Im Soloquartett bewährten sich besonders die Damen Kehldorfer-Gehmacher und Rutschka. Domkapellmeister Josef Meßner führte im Dom auch die „Missa solemnis“ mit großer Wirkung.

An der Stätte, an der am 25. August 1783 Mozart seine große C-moll-Messe zur Erstaufführung brachte, in der Stiftskirche zu St. Peter, leitete Prof. Dr. Paumgartner dieses Werk des Meisters. Die „Mozart-Tagung“ vereinigte sich mit den Festspielen zur Darbietung dieses in vielen Beziehungen schicksalsreichen Werkes. Die Anfänge gehen auf die Tage des endenden Jahres 1782 zurück. Mozart hatte, als seine Braut Konstanze erkrankte, das Gelübde getan, eine Messe zu schreiben und, bei einem Besuche im Elternhaus, zu Salzburg in der Peterskirche, zur Aufführung zu bringen. In einem Briefe an den Vater im Januar 1783 erwähnt er die Vollendung des halben Werkes. Im August bringt er die vollendeten Sätze: Kyrie, Gloria, Sanctus und Benedictus sowie ein Bruchstück vom Credo mit nach Salzburg. Die Komposition ist aber nicht zu Ende geführt worden. Die fehlenden Teile dürfte Mozart aus einem anderen Messewerk herübergenommen haben. Eine zuverlässige Nachricht hierüber fehlt.

Mozart-Tagung und Festspiele waren eine berufene Gelegenheit, um dieses interessante Werk der Vergessenheit zu entreißen. Eine Ergänzung durch Alois Schmitt und Ernst Lewicki kam allerdings schon im Jahre 1901 zu Dresden zur ersten Aufführung. Das Wesentliche dieser Ergänzung besteht darin, daß die Bearbeiter das in der C-moll-Messe Fehlende aus anderen Messen und einzelnen Kirchenstücken Mozarts zusammensetzten. Trotz dieser sehr dankenswerten verdienstvollen Neubearbeitung, die die Messe in der Tat erst aufführbar macht, trotz ihrer monumentalen Größe ist die C-moll-Messe kaum als ein organisch gewachsenes Werk anzuerkennen. Um eine Abrundung zu erzielen, wurde in Salzburg das „Agnus Dei“ auf die Kyriemusik der C-moll-Messe gesungen, eine Technik, die sich auch im Requiem wiederfindet. Die ungewohnte Ergänzung war nicht die einzige Neuerung, die in der Aufführung zu St. Peter zum Ausdruck kam. Sie wurde in einer kammermusikalischen Besetzung geboten, wodurch sich die Klangflüssigkeit zweifellos erhöhte.

Frau Mihascek und Frau Keldorfer-Gehmacher, Herr Gallos und Kammersänger Mayr schlossen sich zu einem namentlich durch Stilechtheit und klassische Mozart-Interpretation ausgezeichneten Soloquartett zusammen. Der Vortrag der schwierigen Chöre zeichnete sich durch deutliche Plastik und schöne Nuancierung aus. Dr. Paumgartner hat die Aufführung durch Format und Vergeistigung zu starker Wirkung gebracht.

Mit einem Domkonzert, wie es nun schon Brauch ist, schloß auch der diesjährige Reigen der musikalischen Darbietungen der Festspiele. Mit großer Eindringlichkeit kam das Requiem von Mozart in wahrhaft großem Format zur Aufführung und ließ zum letztenmal für dieses Jahr die Monumentalität und Genialität des Salzburger Meisters erscheinen.

Zwischendurch erschien an einem Abend im Mozart-Hause Kammersänger Alfred Piccaver auf dem Podium und sang in freigiebiger Fülle Arien und Lieder von Mozart, Bizet, Richard Strauß. Alfred Piccaver ist der große Tenor von gewinnnender künstlerischer Ehrlichkeit. Was er bietet, ist immer volle, reine Natur. Eine Natur, die verschwenderisch begabt ist und mit liebenswürdiger Anmut verschwenderisch geben darf! Der Künstler hatte den größten Erfolg mit dem Vortrag etlicher schlichter, anheimelnder englischer Volkslieder; da fanden sich Kunst und Natur des Sängers zu einer gewinnenden und in der Tat unwiderstehlich liebenswürdigen Einheit zusammen.

R. H.

Redensarten und woher sie stammen.



Weiß man immer, was man redet und warum man etwas sagt? Weiß man, woher die vielen Redensarten stammen, die man alltäglich zu hören bekommt? Auch die Sprache unterliegt der Mode — aber diese Mode ist nicht so rasch wechselnd wie die der Kleider und der Hüte. Die Sprachenmode wandelt sich so langsam, daß man allgemein Sprichwörter und Redensarten gebraucht, die viele Jahrhunderte alt sind und dennoch als modern gelten und modern wirken. Und die wenigsten wissen, wie sie entstanden sind.

Der Pantoffelheld ist eine Erscheinung der Gegenwart, wie er eine der Vergangenheit war. Man behauptet, nicht mit Unrecht, daß er sogar immer moderner würde und daß er im modernsten Lande, in Amerika. geradezu eine typische Figur bilde. Die Redensart „unter dem Pantoffel stehen" ist also durchaus neuzeitlich. Aber der Brauch, der das Wort geschaffen hat, ist längst vergessen. Uraltes germanisches Recht brachte die Frau durch die Heirat unter die „Mundschaft" des Mannes, unter dessen eheliche Gewalt. Aber damit setzte er ihr den Fuß auf den Nacken, wie das auch tatsächlich mit dem besiegten Feinde geschah. Die Frau geriet unter den Schuh, aus dem später der Pantoffel wurde, als die Erfahrung gelehrt hatte, daß nicht der Schuh des Mannes, sondern der Pantoffel der Frau das Zeichen des Hausregimentes sei. Lange Zeit war es bei Hochzeiten Brauch, daß die Brautleute während der Trauung einander auf den Fuß zu treten trachteten; wem dies zuerst gelang, der



Der tapfere Ritter, der den Pantoffel als Helmzier wählte, ist das klassische Vorbild des unterdrückten Ehemannes.

sicherte sich die Herrschaft in der Ehe, er hatte den anderen Teil unter dem Pantoffel. Benediktus Anselmus aber berichtete schon, daß gelegentlich eines Turniers ein Ritter nach einem Streite mit seiner Frau in der Verwirrung, als die Herolde zum Kampfe bliesen, den Pantoffel, den die Gattin verloren hatte, als Turnierzeichen an den Helm steckte. Da die Kämpfenden, durch Abzeichen in zwei Parteien geschieden — die päpstliche und die kaiserliche — gegeneinander antraten, mußten sie auch die Farben ihrer Partei zeigen. Der Ritter aber hatte nur den Pantoffel, doch war er ein wackerer Recke und besiegte seinen Gegner. Als ihm die Prinzessin den Siegerkranz reichte, sagte sie: „Herr Ritter, Ihr habt Euch weder unter den Kaiser noch unter den Papst gestellt — und keiner konnte Euch überwinden. Aber unter dem Pantoffel steht Ihr doch."

Das Pantoffelheldentum stand früher in üblem Rufe und wer sich unter das Weiberregiment allzu willig beugte, wurde verspottet und sogar bestraft. Ein Gesetz im Städtchen Blankenburg a. H. vom Jahre 1594 lautete: „Welch Weib ihren Ehemann räuft oder schlägt, die soll nach Befinden und Umständen der Sachen mit Geld oder Gefängnis bestraft werden, oder, wenn sie vermögend, soll sie dem Ratsdiener ein wollenes Gewand geben. Da aber ein Exempel statuiert werden soll, wenn ein Mann so schwächlich ist, daß er sich von seinem Weibe räufen, schlagen und schelten läßt und darüber nicht gebührlicherweise wettert und klagt, der soll dann beiden Ratsknechten wollene Anzüge machen lassen. Vermag er das nicht, dann soll er mit Gefängnis bestraft werden oder sonst nach Willkür. Auch mögen sie ihm das Dach von seinem Hause abnehmen."

Aus diesem Gesetz und Brauch, das lange in Geltung war, soll die Redensart „einem aufs Dach steigen" herstammen. Es war erst eine sehr ernste Sache, jemand „aufs Dach zu steigen", um damit die verletzte männliche Hausehre zu rächen. Es wurde gründlich besorgt: Sonne, Wind und Regen sollten ungehindert in das Haus einziehen, das der Mann nicht als seine Burg hochzuhalten verstanden hat. Aus dem Ernst wurde später Ulk und man begnügte sich, einen Ziegel oder eine Schindel loszumachen und Spottlieder auf den Pantoffelheld zu singen. Der Brauch ist vergessen, die Redensart „einem aufs Dach steigen" ist erhalten geblieben.

Um sich vor den „Gefahren" der Ehe zu schützen, gibt man gerne den jungen Männern den Rat, sie mögen sich erst einmal „die Hörner ablaufen". Woher stammt diese Bezeichnung? Aus einem alten Studentenbrauch, der sich bis ins zwölfte Jahrhundert zurückverfolgen läßt. Ursprungsort soll die Pariser Universität gewesen sein. Jeder junge „Fuchs" war verpflichtet, sich erst mal die Hörner abzulaufen. Man setzte ihm den Hörnerhut auf und der junge Student mußte gegen eine verschlossene Tür rennen, die aufsprang, wobei der Anrennende zu Boden stürzte und die Hörner verlor. Luther, als Dekan zu Wittenberg, hat viele junge Menschen in die Studentenschaft aufgenommen, nachdem sie in seiner Gegenwart sich die Hörner abgelaufen hatten. Luther pflegte dabei Ansprachen zu halten. So sagte er: „Diese gegenwärtige Demütigung, Knabe, ist nichts weiter als ein Anfang jener Depositionen, die für dich ein ganzes Leben lang bleiben. Hier setzt dir ein geringer Mensch eine halbe Stunde lang Hörner auf und verspottet dich — doch Bauern, Ritter, Bürger, ja deine Untergebenen werden dir übergenug Hörner aufsetzen. Dann wirst du wohl sagen: Ja, ja. In Wittenberg hat mein Deponiertwerden angefangen und nun dauert es mein ganzes Leben hindurch."

Während der Studentenzeit hatte man früher die Luft, „auf großem Fuße" zu leben. Ging's nicht mit eigenem Gelde, so machte man eben Schulden. Die studentische Poesie weiß davon manch lustiges Liedchen zu singen. Das Wort „jemand lebt auf großem Fuße" ist sicherlich sehr modern. Wer denkt daran, daß ihr Ursprung auf Gottfried von Plantagenet zurückgeht, der im Jahre 1089 die Mode der Schnabelschuhe einführte, um ein häßliches Zehengeschwulst zu verdecken. Die Mode nahm die groteskesten Formen an, und Schuhe bis zu ½ Meter Länge waren nichts Seltenes.

Schließlich nahmen Regierung und Geistlichkeit dagegen Stellung und drohten denjenigen, die auf allzu großem Fuße lebten, empfindliche Geldstrafen an — natürlich vergebens, denn die reichen und vornehmen Stutzer machten sich aus den Verboten nichts. Selbst als Kaiser Karl V. einen gestrengen Befehl gegen die Schnabelschuhe erließ, hatte er keinen Erfolg; erst die Mode der breiten Schuhe — der Entenschnäbel — machten der langen und spitzen Form ein Ende. Das Wort „auf großem Fuße leben" hat sich in der Bedeutung, sich jeden Luxus leisten zu können, erhalten.

Wer das durchhalten kann, der hat es gut. Nicht jedem stehen aber zu einem kostspieligen Leben die Mittel auf die Dauer zu Verfügung. Das Geld nimmt schneller ab als die Ansprüche, die zu stellen man sich angewöhnt hat. Da ist es denn kein Wunder, wenn man eines Tages „auf den Hund" kommt. Man möchte annehmen, daß diese Redensart daher stammt, daß der Hund ein elendes Leben führt. Doch hat diese Redensart „auf den Hund kommen" im eigentlichen Sinne nichts mit dem Hundeleben zu tun. Im Gegenteil: sie hat einen recht humorvollen Hintergrund und stammt aus Wallensteins Studentenzeit. Wenigstens berichtet die Geschichte, daß Wallenstein an der längst nicht mehr existierenden, aber in vieler Hinsicht sehr interessant gewesenen Universität Altdorf studierte. Wegen irgendeines Ulks wurde ihm die übliche Karzerstrafe diktiert, und Wallenstein sollte ins Loch wandern. Nun wurde gerade in Altdorf ein neuer Karzer eingeweiht und es war alter Brauch, daß dieses fidele Studentengefängnis den Namen seines ersten Bewohners erhalten sollte. Wallenstein war das natürlich nicht angenehm, aber er wußte sich zu helfen. Als ihm die



Im zwölften Jahrhundert mußten sich die jungen Studenten — im wahrsten Sinne des Wortes — die „Hörner ablaufen", um so symbolisch darzutun, daß sie eine höhere Reife anstreben.

Karzertür geöffnet wurde, ließ er erst seinen Hund hineingehen, und so bekam der Altdorfer Karzer den Namen „Der Hund". Diese Bezeichnung wurde auch von anderen Universitäten aufgenommen und „er ist auf den Hund gekommen" war nichts anderes, als daß ein Student in den Karzer gewandert sei. Die heutige Bedeutung ist erst viel später entstanden. So geht es auch mit vielen anderen Redensarten, die jetzt noch alltäglich gebraucht werden, deren ursprünglicher Sinn sich aber geändert hat, weil der Ursprung in Vergessenheit geriet.

Dr. B. Werner.



Gottfried von Plantagenet, der im Jahre 1089 den Schnabelschuh einführte, darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, der Erste gewesen zu sein, der „auf großem Fuße" zu leben verstand.

BRIEFMARKEN-UMSCHAU.

Reklame auf Briefmarken

Von Ernst Sidonius.

Daß im Zeitalter einer immer mehr fortschreitenden „Werbetechnik“ auch die Post in verschiedenen Formen von der Geschäftsreklame erobert worden ist — und sich zugunsten ihrer Finanzen gern hat erobern lassen, haben wir in den letzten Jahren genugsam erfahren, ohne daß dabei der gute Geschmack immer zu seinem Recht gekommen wäre. Private Anpreisungen, Empfehlungen und Ankündigungen geschäftlicher Art im Rahmen des amtlichen Poststempels sind ebenfalls jedem bekannt, der Briefe oder Karten empfängt. Weniger dürfte der Laie wie der Sammler von jener Reklame wissen, die auf manchen Briefmarken selbst zu finden ist.

Auf den Gedanken, die weite Propagandawirkung der Postwertzeichen sich geschäftsmäßig zunutze zu machen, ist man schon sehr früh gekommen. Bereits vor mehr als 50 Jahren ließ man hier und da Warenanzeigen auf die Rückseite von Briefmarken drucken, wie z. B. in Frankreich etwa von 1863—1870 und bei einzelnen Ausgaben Australiens, wie Neusüdwales und Neuseeland. Eine wirksame Briefmarken-Reklame von Staats wegen finden wir in Mittelamerika: Kostarika ließ 1922 seine Freimarken mit einem Kaffeesack überdrucken, der die Inschrift trug: „Café de Costa Rica“. In ähnlicher Weise betreibt Salvador philatelistische Werbung für seine Landeserzeugnisse; die zur Zeit gültige Marke zu 35 Centavos zeigt zwischen Kaffeezweigen einen hübschen weiblichen Bubikopf und darunter in spanischer und englischer Sprache die stolze Behauptung: „Der beste Kaffee“, und auf dem 20-Centavos-Wert sieht man Perubalsambäume mit der Umschrift: „Nur Salvador erzeugt den Perubalsam“.

Eine andere Art Reklame konnte man früher zuweilen auf den seitlichen Anhängseln von Postwertzeichen antreffen. Es handelte sich dabei meist um Geschäftsanzeigen auf den freien Stellen in den Freimarkenheftchen, die man früher zur Abrundung des Verkaufspreises mit den sogenannten Andreaskreuzen auszufüllen pflegte. Außer bei einigen deutschen Marken sind solche Fälle bekannt bei dem 5-Pfennig-Wert Bayern, 1911, bei Frankreich 1923 zu 25 Centimes, bei Großbritannien 1924 zu $1\frac{1}{2}$ Penny rotbraun und anderen. Reklametexte einer Automobilfirma, einer Briefmarkenhandlung usw. machten sich ferner von 1921 ab zeitweilig auf den Bogenrändern einzelner deutscher Marken breit.

Während bei den zuletzt angeführten Beispielen die seitliche Reklame von dem eigentlichen Postwertzeichen immerhin noch durch Zähnung getrennt war, also eine gewisse Distanz gewahrt wurde, ist Italien die Schaffung einer ganz neuen Gruppe geschäftstüchtiger Briefmarken ohne diese Unterscheidung vorbehalten geblieben. In den Jahren 1924 und 1925 erhielten die postläufigen italienischen Marken feste, nicht perforierte Reklameanhängsel in anderer Farbe, die in Plakatform für die Erzeugnisse verschiedener Firmen Propaganda machten, wie z. B. für Sprechmaschinen, Liköre, Waschmittel, Maschinenöl, Glühlampen, Schokolade, Nähmaschinen und anderes. Dabei ergaben sich dann mitunter merkwürdige Zusammenstellungen, so etwa, wenn unter dem Bildnis des Königs Emanuel bezw. der Inschrift „Espresso“ sich ein küssendes Pärchen umschlungen hält, um die Süßigkeit der Schokoladenmarke „Baci“ (Küsse) zu demonstrieren. Für eine Auflage von 100.000 dieser Marken mußten die betreffenden Firmen 800 Lire, für eine Million Stück 6000 Lire und für zehn Millionen Stück 50.000 Lire zahlen. Bei Spezialsammlern ist diese eigenartige Markengattung ziemlich gesucht, zumal im Postverkehr mit dem Ausland der Reklameteil nicht zugelassen war, sondern abgeschnitten werden mußte, wodurch mithin eine nur dreiseitig gezähnte Marke entstand.

Im allgemeinen wird der richtige Philatelist für diese etwas entarteten Markengeschöpfe nicht viel Begeisterung aufbringen, vielmehr der Meinung sein, daß künstlerisch ausgeführte Postwertzeichen mit Darstellungen aus Kunst und Technik, Naturschönheiten, Bildnissen großer Männer usw. die beste und eindrucksvollste Reklame für ein Land sind.

Briefmarken als Kleingeld.

Von E. Büttner.

Oft genug müssen wir am Postschalter, wenn der Beamte nicht genug kleines Geld zum „Herausgeben“ hat, dafür Briefmarken hinnehmen — übrigens ein Verfahren, das man ungern der Post beileibe nicht bieten darf. Fälle, in denen Postwertzeichen von Amtswegen in Kleingeld umgewandelt und so bei zeitweiligem Mangel an Scheidemünzen als Helfer in der Not benutzt wurden, sind in der philatelistischen Geschichte mehrfach vorgekommen. Namentlich in den ersten Kriegsjahren, als das Metall allmählich aus dem öffentlichen Verkehr verschwand und bekanntlich besonders das Kupfer ein für gänzlich andere Zwecke sehr gesuchter Artikel war, machte sich in verschiedenen Ländern im Zahlungsverkehr ein empfindlicher Mangel an kleinen Kupfermünzen bemerkbar.

Diesem Uebelstand versuchte beispielsweise Rußland dadurch abzuhelfen, daß es im Jahre 1915 die damals gültigen Postwertzeichen der sogenannten Romanow-Ausgabe zu 10, 15 und 20 Kopeken auf stärkeres Papier drucken und auf der Rückseite mit einer entsprechenden Verfügung versehen ließ. Diese besagte unter einem russischen Doppeladler stehend: „Hat den Umlauf gleich der Wechselmünze“ und verlieh damit der bisherigen Briefmarke nun offiziell die Eigenschaft als allgemein gültiges Zahlungsmittel. In ähnlicher Art wurden in den Jahren 1916—18 auch noch die Werte zu 1 und 2 Kopeken in Kleingeld umgewandelt und dabei auf der Vorderseite noch mit großen Ziffern des jetzigen Münzwertes überdruckt.

Auf die gleiche Weise verschaffte sich 1917 die Türkei vorübergehend einen Geldersatz. Dort wurden Marken zu 5 und 10 Para auf starkes Papier aufgeklebt, ausgeschnitten und so als Notgeld ausgebraucht. In Serbien wurde im Jahre 1914 eine Briefmarkenausgabe — König Peter mit Offizieren auf dem Schlachtfeld —, die infolge des Einmarsches der verbündeten Truppen postalisch kaum noch Verwendung fand, als Notgeld zur Auszahlung der Löhnung an das serbische Militär benutzt. Auch aus der Nachkriegszeit sind noch Fälle bekannt, in denen Briefmarken die Rolle des fehlenden Kleingeldes spielen mußten, wie z. B. in der afrikanischen französischen Kolonie Elfenbeinküste (Cote d'Ivoire). Hier ließ der Gouverneur noch im Jahre 1920 Postwertzeichen zu 5, 10 und 25 Centimes auf starkes Papier kleben und mit dem Aufdruck „Valeur d'echange 0 fr. 05“, bezw. der anderen Münzwerte als Notgeld in den Verkehr setzen.

Aber auch schon in viel früheren Zeiten ist die Erscheinung des Kleingeldmangels aufgetreten, wofür sich Beispiele in amerikanischen Ländern finden. So herrschte in den Vereinigten Staaten zur Zeit des Bürgerkrieges zwischen den Nord- und Südstaaten im Jahre 1862 ein solcher Mangel an kleinem Geld, daß man an dessen Stelle die kursierenden Briefmarken verwendete. Da diese aber natürlich sehr bald unansehnlich und unkenntlich wurden, ließ das Schatzamt eine Art Briefmarken-Papiergeld herstellen, das von Verzierungen umgebene Markenabbildungen trug und von den Staatskassen zum Umtausch gegen staatliches Papiergeld in Beträgen von 3 Dollar aufwärts angenommen wurde. Unter der gleichen Knappheit an Kleingeld litt gegen Ende der sechziger Jahre Uruguay, wo ebenfalls Briefmarken in verzierte Rahmen eingedruckt und so als Papiergeld in Umlauf gebracht wurden.

Um die schnelle Zerstörung derartiger, als Münzen von Hand zu Hand gehender Marken zu verhindern, ließ sich damals in den Vereinigten Staaten — wie übrigens auch für Kanada — ein findiger Kopf eine originelle Vorrichtung patentieren: er umgab die betreffenden Marken mit einem runden, offenen Messingrahmen mit vorspringenden Seitenstücken zum Festhalten der Marke. Später legte er sie in durchsichtige, münzartig geformte Glimmerhülsen, deren Rückseiten er als Reklameflächen an geschäftliche Unternehmen vermietete. Im übrigen wird sich der Sammler erinnern, daß man sich auch in Deutschland seinerzeit auf dem Wege der privaten Selbsthilfe häufig der Briefmarken als Kleingeldersatz bediente und daß auch damals geschäftstüchtige Leute entsprechende kleine Schutzhüllen aus Zelluloid und ähnlichem Material mit Reklameaufdruck herstellten und vertrieben. Wie sagt Ben Akiba?

Neue Briefmarken. Die Flut der Neuerscheinungen hat in den letzten Wochen etwas nachgelassen. Angekündigt werden von Frankreich aus zwei Gelegenheitsmarken zum Kongreß der amerikanischen Legionäre, der im September in Paris stattfinden soll. Die breitformatigen Marken tragen die Bildnisse Lafayettes und Washingtons, dazwischen einen Ozeandampfer mit der New Yorker Freiheitsstatue im Hintergrund, und dem Flugzeug Lindberghs darüber. Griechenland verausgabte drei Marken zur Erinnerung an den französischen General Fabvier, der 1821 Athen von der Belagerung durch die Türken befreite. Auf diesen Postwertzeichen sieht man links das Medaillonbild des Generals und rechts die Akropolis. Auch die Vereinigten Staaten haben wieder einmal zwei Erinnerungsmarken herausgebracht, und zwar zur 150-Jahr-Feier von Schlachten der amerikanischen Befreiungskriege; die eine zeigt eine Kriegergestalt, die andere die Uebergabe der Besiegten.

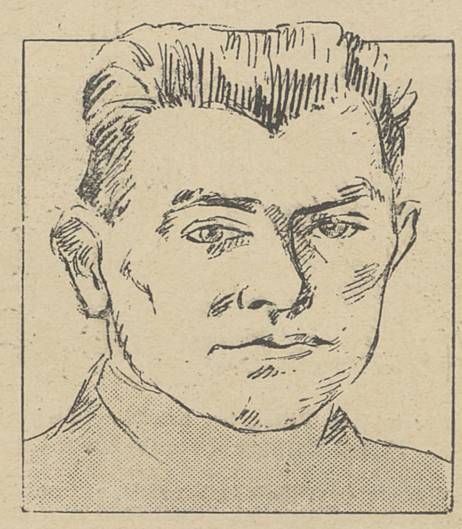
Ein philatelistisches „Schreckensjahr“. — Das Jahr 1928 wird, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, ein Schreckensjahr für die Sammler von Neuheiten werden, nämlich ein Jahr der Gedenkausgaben. Es werden zehn Jahre seit dem Ende des Weltkrieges vergangen sein. Und diesen Anlaß werden, wie die „Postmarke“ ausführt, zahlreiche Staaten zur Ausgabe von Sondermarken benutzen. — Friedens- und Siegesgedenkmarken, Staatsgründungs- und Befreiungsausgaben werden in mannigfacher Zahl erscheinen, und bei der Geschäftstüchtigkeit vieler Postverwaltungen kann man darauf gefaßt sein, daß sie einen recht ausgiebigen Griff in die Tasche der Sammler versuchen werden. An diesen selbst wird es natürlich liegen, ob sie ihre Taschen gut zuhalten!

Unter falscher Flagge. Ein drolliges Mißgeschick passierte dem Zeichner der amerikanischen Briefmarke zu 5 Cents, mit der im Jahre 1925 an die erste Landung norwegischer Auswanderer erinnert werden sollte. Die Marke zeigt ein altes Wikingerschiff, auf dem stolz die heutige Flagge der Vereinigten Staaten mit den Sternen und Streifen weht! Ein anderer Fehler ist auf der neuen Luftpostmarke zur Feier des Lindbergh-Fluges unterlaufen: Der Zeichner hat die Insel Neufundland schnöde in drei Teile zerschnitten, während sie in Wirklichkeit ein Ganzes bildet. Die Einwohner sollen sehr gekränkt sein...

Billige Klassiker. Dame in der Buchhandlung: „Ach bitte, haben Sie Goethe und Schiller, recht billig?“ — Verkäufer: „Gewiß, gnädige Frau, wie wäre es mit dieser Ausgabe, 24 Bände zu je 3 Mark?“ — Dame: „Oh, viel zu teuer!“ — Verkäufer: „Oder diese kleine Volksausgabe zu 20 Mark?“ — Dame: „Auch noch viel zu teuer!“ — Verkäufer: „Dann rate ich Ihnen, gnädige Frau, sich drüben im Postamt eine 3- und 5-Pfennig-Marke zu kaufen!“

Das Land der Aufdruckmarken. Die Regierung von Nikaragua hat angeordnet, daß sämtliche Briefmarken den Aufdruck „Resello 1927“ (wieder verausgabt) erhalten sollen; alle Marken ohne diesen Aufdruck sind seit dem 15. Mai d. J. ungültig. Diese Maßnahme soll hauptsächlich dadurch veranlaßt sein, daß die Revolutionspartei bei der Einnahme verschiedener Orte Briefmarken erbeutete und verwertete.

Der litauische Ministerpräsident



Woldemaras,
der die Memelländer Autonomierechte nicht respektiert

Welten-Bummler.



„Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir alle Sorgen los,
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.“

So sagt Meister Goethe in Wilhelm Meisters Wanderjahren und mancher wackere Geselle setzt die Wahrheit dieses reiselustigen Spruches im weitesten Sinne in die Tat um.

Nicht von verwöhnten und wohlhabenden Reisenden soll hier die Rede sein, die mit vielen Koffern und einem dicken Kreditbrief in der Tasche wohlausgerüstet in ferne Zonen ziehen. Sie wohnen in den großen Luxushotels, wo sie immer den gleichen Komfort genießen und den wahren Charakter des Landes kaum kennen lernen. Ganz gleich, ob sie sich in Berlin, Neapel, Newyork, Kairo oder Tokio befinden, sie weilen stets in derselben Umgebung.

Von Begegnungen mit jungen Leuten will ich erzählen, denen der Drang in die Ferne im Blute liegt, die der sonnige Süden, der verheißungsvolle Orient und das unendliche Weltmeer locken und die mit dem Optimismus der Jugend und einem angeborenen Hang zur Romantik ihrem Ziel zustreben.

Sie lassen sich die Aussicht, die ihnen die ungeheuer erweiterten Verkehrsmöglichkeiten bieten, nicht entgehen. Sie machen ein größeres Stück unseres Planeten ihrem



„Könnte ich bei Ihnen Arbeit bekommen?“

Wandertriebe untertan und wissen mit unglaublicher Verschmitztheit die Hindernisse zu überwinden, die ihnen ihr, ach so schmaler, Geldbeutel bereitet. Mit übermenschlicher Energie bezwingen sie alle Fährlichkeiten und erreichen dennoch, trotz unendlicher Mühsal und vieler Entbehrungen und Enttäuschungen, nur selten das ersehnte Ziel. Mit durstigen Augen nehmen sie die Wunder fremder Länder in sich auf und lernen ihre Bewohner kennen, bestehen die Gefahren, die sie hinauslockten, und kehren, wenn ihnen das Glück hold war und alles gut gegangen ist, als erfahrene und gereifte Männer in ihre Heimat zurück. Es sind meist junge Handwerksgesellen, „Kunden“, die die Abenteuerlust auf solche Fahrt treibt; nicht gerade die von der alten, braven „ehrbaren Zunft“, sondern eine moderne Abart von ihnen, eher den Wandervögeln ähnlich, die aber harmlos sind, wenn man von ihrem alle Hindernisse nehmenden Draufgängertum absieht.

So ist es z. B. allen diesen Weltenbummlern eigentümlich, sich meistens als Angehörige der gewiß sehr ehrsamen Tuchmacherzunft vorzustellen. So kommen sie in den exotischen Ländern, die sie bereisen wollen, ganz sicher nicht in die unangenehme Lage, Arbeit zu erhalten, denn das würde ihre ferneren Reisepläne

Der Häuptling der Wanjamwesi ist hocherfreut.

auf das empfindlichste stören und überhaupt ihr Wohlbefinden äußerst unangenehm beeinträchtigen.

Diese wanderlustigen Gesellen mit der Devise „Mein Feld ist die Welt“ sind den deutschen Vertretungen im Auslande schon oft recht unbequem geworden. Was soll man wohl in einem exotischen Lande mit einem mittellosen Europäer anfangen, der urplötzlich, wer weiß woher, auftaucht? Woher soll man die Mittel nehmen, um ihn weiterzutransportieren oder zurückzuschicken, wo er hergekommen ist?

So erlebte vor dem Kriege ein deutscher Bezirksamtmann in Ostafrika eine Überraschung, als eines Tages ein fremder Europäer lächelnd vor ihm stand und ihn bat, ihm Arbeit zu verschaffen. Der Mann trug die blaue Uniform eines Stewards der Ostafrikalinie der Hapag und einen schwarzen steifen Melonenhut. Er erzählte ganz harmlos, daß er sein Schiff im Hafen von Daressalam verlassen habe und einfach landeinwärts gewandert sei, um zu sehen, ob sich in der Kolonie „etwas machen ließe“. Unterwegs habe er sich immer bei den Schwarzen Bananen gekauft und jetzt sei seine geringe Barschaft gerade zu Ende gegangen.

Auf die Frage, ob es nicht sehr warm gewesen sei, meinte der biedere Jünger Ganymeds, in seiner Kombüse auf dem Hapagdampfer im Roten Meer hätte er es sicher noch heißer gehabt und im übrigen habe er sich mittags mit seiner „Melone“ Kühlung gefächelt. Sechs Tage war der Mann unterwegs gewesen, hatte im Freien übernachtet und eine Marschleistung von 35 Kilometern pro Tag hinter sich. Er erhielt bald darauf eine Stelle als Aufseher und sparte sich einige hundert Mark, mit denen er später eines schönen Tages zurück zur Küste wanderte, um das Affenland mit dem nächsten Dampfer wieder zu verlassen und in der Heimat seinen alten Beruf wiederaufzunehmen. Sein Abenteuerdurst war gestillt.

Übrigens hatte dieser Weltenbummler in dieser abgelegenen Gegend schon zu Stanleys Zeiten Vorgänger gehabt, deren Abenteuer ein schlimmes Ende gefunden hatte.

Stanley berichtet in seinem weltbekannten Buche „Durch den dunklen Erdteil“ von zwei deutschen Matrosen, die in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts von einem Segelschiff desertiert waren. Diese beiden blauen Jungens waren bis tief ins Innere des unbekannten Landes vorgedrungen, bis sie zu einem mächtigen Häuptling kamen, der sie gastfreundlich aufnahm. Zum Dank dafür hatten die beiden mächtige Befestigungen um das Häuptlingsdorf gebaut, deren Überreste Stanley noch vorfand. Leider fanden die beiden jugendlichen Abenteurer ein tragisches Ende in dem Land ihrer Sehnsucht. Sie fielen im Hinterlande einem menschenfressenden Stamm in die Hände und büßten so ihre Abenteuerlust mit dem Tode.

In der heutigen Zeit sind solche Gefahren seltener geworden und der deutsche Tuchmacher ist eine Gestalt, die immer häufiger anzutreffen ist. Seine mangelhafte Vorstellung von Geographie bietet ihm kein Hindernis, er ist auf allen entfernten Teilen unserer Erdkugel anzutreffen. Die durch mündliche Überlieferung gewitzigten Gesellen wissen selbst den Weg nach Südafrika, Indien und China zu finden.

Solche Reisen werden ganz verblüffend einfach ins Werk gesetzt. Man verdingt sich auf einem nach Übersee gehenden Frachtdampfer für irgendeine Arbeit gegen freie Überfahrt. Sehr beliebt ist das Amt des Kartoffelschälers, der auch auf Passagierdampfern immer benötigt wird. Als Kohlentrimmer läßt man sich weniger gern einstellen, dazu kommt man meist nur, wenn man als blinder Passagier entdeckt wird. Mancher gelangt so nach Aden und von dort aus auch nach Bombay. Als letzte Zuflucht bleibt immer noch das deutsche Konsulat, das den dankbaren „Tuchmacher“ weiterspediert. Man schiebt ihn ab mit einem Zehrgeld, das gerade bis zum nächsten Konsulat langt, und wenn mal ein Beamter ganz energisch für Heimreise des fahrenden Gesellen plädiert, fügt er sich in das Unvermeidliche und nimmt die Genugtuung mit nach Hause, für anderer Leute Geld die große, schöne, weite Welt mit eigenen Augen gesehen zu haben.

P. Nansen.



Im deutschen Konsulat in Bombay: „Ich bin se nähmlich der Baule Mucke aus Leipzich!“

Thomas Hüglins Sonnenflug.

Roman von Karl Gauchel.

Das ging nur mitels Heirat mit Hans Westermann und — auch das fiel schwer ins Gewicht — die Westermanns, in deren Sippe das einzige Kind Thilos von Letzow-Mergenthin hineingeheiratet hatte, gehörten zu den alteingesessenen Patriziern des Landes, und aus ihren Reihen war manch tapferer Soldat hervorgegangen. Das alles hatte Friedrich Anton Moseler wohl bedacht, ehe er mit seinem Plan die stillen Tage seiner alternden Mutter überraschte, und freudig hatte diese den sich zeigenden Weg beschritten, zum Wohle der jüngsten Generation, von der sie im stillen erhoffte, daß die Gewöhnung sie in die erwünschte Situation hineinwachsen lassen würde. Liebe? — Davon war keine Rede gewesen bei all diesen Abmachungen; der traulich-kameradschaftliche Verkehr der beiden Kinder ließ auch ohnehin wärmere Sympathien für einander voraussetzen.

Und nun? — Wie ein störendes Wirrsal hatte das Erscheinen des Freundes in den ruhigen Lauf der Dinge eingegriffen. Wer hätte das ahnen können? — Und was im Grunde war denn eigentlich geschehen? — Doch nichts Positives! Nichts Greifbares! Nichts, das einem Verschulden des einen, noch des anderen zugeschoben werden konnte. Aber dennoch schwebte etwas in der Luft, unsichtbar, gespenstisch, drohend. Hans Westermann fühlte es; hauchartig lag es über seinem sicheren Sichselbstfühlen, lähmend auf seiner Siegesgewißheit. Und das machte ihn verstimmt, gereizt, nervös; das ließ ihn nicht Ruhe finden und raubte ihm die Lust an jeglichem Tun.

Und zu alledem war noch etwas in ihm erwacht, das er bisher nicht kannte: ein heißes, unruhevolles Gefühl gegenüber dem Wesen, das er mit kühler Selbstverständlichkeit solange als ein ihm sicheres Eigentum betrachtet hatte.

Zum ersten Male sah er in Käthe das Weib, das reifende köstliche Weib, zum ersten Male mit den Augen des Mannes. Da tat ein Abgrund in ihm sich auf, jäh und gewaltig brach das Empfinden in ihm hervor, das solange unter der kühlen, korrekten Gelassenheit wie unter einer Aschenschicht geglommen hatte. Eine gewaltige Sinnes- und Wesensänderung trat bei ihm in die Erscheinung. Das war nicht mehr der nüchterne Verstandesmensch, der mit diplomatischer Ruhe nach einem möglichst vorteilhaften Kompromiß angelt, das war der Mann, dessen Energie sich strafft und der bereit ist zu erbittertstem Kampfe, der je zwischen Männern ausgefochten wird, zum Kampf um das Weib.

Und getrieben von dem Drange nach einer Entscheidung, machte er sich eines Tages auf den Weg zur Rheinluft.

Es fügte sich günstig: er traf das junge Mädchen allein im Garten. Unbefangen und lustig lachend, reichte Käthe dem Vetter Cousin beide Hände hin, und in fröhlichem Geplauder schritten sie nebeneinander über die sorgfältig geharkten Kieswege dahin. Allmählich wurden die Pfade enger, dichter trat das Unterholz von beiden Seiten heran, und unvermerkt lief der Park in den Wald hinein. Von dem weißen Hause da drüben war nur mehr die Turmzinne sichtbar, und lustig flatterte der Flaggenwimpel dort oben im Winde.

Hans Westermann hatte halt gemacht, und hier unter den fahlwerdenden Bäumen haschte er nach des Mädchens Hand. „Käthe, ich habe etwas Ernstes mit dir zu besprechen!" Ein scheuer Blick aus den blauen Augen streifte sein Gesicht, und die bebende Stimme des hübschen Geschöpfes strafte den lustigen Ton Lügen: „Na, dann schieß man los, alter Junge!"

Und Hans Westermann begann. Nervös wühlte die Stockspitze in dem weichen Sandboden, und so sorgfältig abgewogen und gewählt auch seine Worte fielen, die Stimme klang merkwürdig rauh und brüchig: „Sieh einmal, Käthe, von Kind an kennst du mich nun; wir haben uns immer recht gut vertragen und wissen voneinander mehr als sonst wohl zwei junge Menschenkinder. Da ist es denn schwer, aus der traulichen Unbefangenheit heraus den Ton zu finden, der dir eben das sagt, was ich dir jetzt zu sagen habe. Jenen Ton meine ich, der nicht zum Herzen der Cousine oder Freundin, sondern der zum Herzen des Weibes spricht. Aber die Jahre des Wartens sind verrauscht, und auch du mußt stündlich darauf gefaßt sein, die Stimme des Mannes zu hören, wie sie dir zuruft: „Komm, sei mein Weib." Gewiß wird dir der Wunsch deines Vaters, der Wunsch deiner Großmutter nicht mehr unbekannt sein, gewiß sind dir auch die sicher zu nennenden Aussichten bekannt, die sich an die Erfüllung dieses Wunsches knüpfen. Aber so verlockend auch diese Aussichten für mich sein mögen, und ich gestehe gern, daß sie gerade für meine Wesensart etwas Faszinierendes haben, wenn ich heute vor dir stehe, mit der herzlichen Bitte auf den Lippen: „Komm in mein Heim, Käthe, werde mein Weib", so sind nicht diese Aussichten für mich maßgebend und bestimmend gewesen — ich hätte sonst früher zu dir sprechen können — sondern allein der Umstand, daß ich dich wahr und ehrlich liebe, daß ich nicht Käthe Moseler, den Sprößling der Letzow-Mergenthin, sondern daß ich das Weib in dir zu eigen begehre. Und aus dieser Liebe heraus bitte ich dich: Gib dich mir zu eigen, Käthi, sei mein!

Stumm, mit zusammengepreßten Lippen, stand das Mädchen vor ihm und starrte sinnenden Auges an ihm vorbei in die dämmernde Waldeinsamkeit und fand nicht die Worte der Erwiderung.

Und wieder begann er, und seine Worte klangen eindringlich und voller Wärme: „Ich weiß es, Käthe, es ist vieles, was dich unbestimmt sein läßt, was dich zagen macht; die gänzlich veränderte Stellung zueinander, der Gedanke, daß die verlockenden Aussichten zu leicht als die Triebfeder unserer Vereinigung angesehen werden können, das alles macht dich scheu und befangen. Ich dränge dich auch nicht um eine Entscheidung, nur vor die Tatsache wollte ich dich stellen, daß ich dich liebe, daß ich dich zu meinem Weibe begehre, daß deine Liebe mein Glück, meine Zukunft ist. Zurzeit verlange ich noch keine Antwort darauf, noch nicht; ich weiß deine Empfindungen zu schätzen. Aber um das bitte ich dich, prüfe dich, frage dein Herz, erwäge das Für und Wider, und wenn du dich dann entschlossen hast, dann gib meiner Frage die ehrliche Antwort.

Fragend sah er zu ihr nieder, wie sie vor ihm stand, schlank und rank, bleich und ernst ganz im Banne der entscheidenden Stunde. Aber schon hob sie das Haupt und sah voll zu ihm auf, und nie glaubte er so voll und tief den ganzen Zauber ihrer herben Jungfräulichkeit empfunden zu haben wie in diesen Sekunden.

Leise, schmerzlich fast schüttelte sie das Köpfchen: „Ich kann nicht, Hans; ich komme nicht los von dem Gedanken, daß du mir Bruder bist, ich dir Schwester. Und ändern wird sich das nie, ich weiß es gewiß. Meine Gedanken wollen das andere nicht denken, mir kommt es wie ein Grauen, wie ein Entsetzen dabei. Nein! Lieben kann ich dich nicht! Das will jauchzendes Glück und träumendes Leid, will Sehnsucht und zitternde Wonne haben bei dem Gedanken an den Geliebten. Und an dich denk ich so freundlich-ruhig, so schwesterlich-gut, wie die Liebe es nimmer tun wird." Und ihre Stimme sank zu geheimnisvollem Flüstern; ihr Köpfchen schob sich vor, als höre sie fernes, jauchzendes, sehnsuchtstrunkenes Singen: „wir jungen Mädchen, wir tragen ja doch allesamt das Bild dessen im Herzen, den wir einst werden lieben müssen, und du," sinnend schüttelte sie das schöne Haupt, „du Hans, dein Bild ist es nicht."

Stumm hielt Westermann den Kopf gesenkt. Er hatte es ja gewußt, oh, er hatte es ja gewußt!

Da stahl ihr Blick sich über sein Gesicht, scheu abbittend und neugierig zugleich. „Bist du mir böse, Hans?" Und in einer kindlich-mütterlichen Lebhaftigkeit ganz dem bang sorgenden Gedanken folgend, der sie erfüllte, sagte sie im warmen Trösterton: „Gräme dich doch nicht, dummer Bub, weil das alberne Mädchen nicht will. Warte, ich spreche schon mit Großmama, und wenn es nicht anders geht, fahr' ich zum Kaiser nach Berlin, du wirst doch noch Freiherr v. Letzow-Mergenthin, auch ohne daß du mich garstige Puppe zu heiraten brauchst. Sei mir stille, Hansi, die Genugtuung bin ich dir schuldig." Und sie sah ihn an, als müsse er jetzt ganz beglückt aufjauchzen, und war traurig, als nichts dergleichen geschah.

Über sein stilles, blasses Gesicht flog der Schimmer eines wehmütigen Lächelns. Wie süß sie war in ihrer unschuldvollen Kindlichkeit. So süß. Und blühte doch für einen anderen, für den Abenteurer. Mit den Zähnen hätte er knirschen mögen vor Wut. Aber er bezwang sich.

Und sein Gesicht war wieder kühl und gelassen, als er mit müder, schleppender Stimme jetzt sprach: „Laß uns diese Stunde begraben, Käthchen, sprechen wir von etwas anderem." Unbefangen plaudernd schritt er wieder dem Hause zu, ganz wieder sein eigener Herr. Sie aber trippelte neben ihm her, erstaunt und verblüfft, wie ein bestraftes, kleines, verschüchtertes Mädchen.

Und als er dann fort war, atmete sie erleichtert auf: „Gott sei Dank! Die Gefahr ist glücklich vorüber!"

———

Kapitel.

Über dem Rheintal leuchtete die Septembersonne. Die brannte straßauf, straßab hernieder auf die unabsehbaren Menschenmengen, die zu Fuß, zu Rad oder auf den zweirädrigen, stühlebesetzten Milchwagen der Bauern des Weges zogen, die Straße entlang, die wie die Strahlen eines Sternes alle in dem einen erstrebten Ziele zusammenliefen. Ab und zu rasselte ein Landauer, eine sogenannte Gartenlaube, vorbei. Witzworte flogen hin und her. Lieder rauschten über die Köpfe der Wanderer hin und wurden verschlungen von dem Lärm der sich endlos dehnenden Straße. Wo ein Wirtshaus am Wege stand, da stauten sich die Mengen: Mädchen kicherten und kreischten, Burschen lachten und gröhlten, bis fauchend und tutend ein Auto durch den Staub fegte, alles zur Seite trieb und gleich darauf in wehenden Wolken verschwand. Und weiter wälzte sich die Menge, unaufhörlich, unabsehbar, dem gemeinsamen Ziele zu, dem Flugplatz Wahn.

Ein neuer Prophet war auferstanden, er hieß . . . der „Sturmgesell". Sollte die Lüfte beherrschen, uneingeschränkt, wie der Adler sollte er nicht Angst noch Not kennen und ungeahnte Taten verrichten. So meldeten die Zeitungen. Es würde ein aufsehenerregendes Ereignis geben.

Der weite Platz, von Wachmannschaften der Deutzer Garnison abgesperrt und bewacht, lag in Sonnenglut und Farbenglanz. Weit hinten hoben sich weiß, wie riesige Zelte die Hangars von der schimmernden, armseligen, niedergetrampelten Grasnarbe ab, diese Nester der vielbestaunten Riesenvögel, und derjenige von ihnen, dessen First die wehende deutsche Flagge schmückte, umschloß mit seinen schützenden Wänden das wunderbare Fabeltier, das heute den ersten sieghaften Flug machen sollte: der „Sturmgesell!" Thomas Hüglin war bei ihm in dieser Stunde. Er allein. Sein ganzes Wissen und Können, die große phantastische Kraft seines Geistes, sein ganzes Sein hatte er hineingegossen in dieses Werk. Nun war es geworden, gewachsen, gereift unter seinen Händen, war ein Teil seiner selbst geworden, der kühn und stark gefügte Leib, dessen Seele zu sein er selbst bestimmt war. Wie Schöpfergedanken durchrauschte es ihn. Sorgfältig hatte er nochmals alles geprüft, mit suchenden Händen den Motor, die Hebel, die Verbindungstrossen betastet. Und seufzte befreit auf und trat aus der dämmernden Halle in den hellen, jauchzenden Tag.

Da sah er die Menge, wie sie unabsehbar wie ein eherner Kordon den weiten Platz umlagerte, sah dieses weite, flache Feld, das die Geburtsstätte seines Ruhmes werden sollte, sah die bunten Gruppen der Auserwählten, die sich hier zwanglos und schillernde Farbenkontraste weckend auf weitem Plane durcheinander bewegten, die leuchtenden Toiletten der Damen, die blinkenden Achselstücke der Offiziere, die knappe, schmucke Sportdreß der bekannten Herrenflieger. Und dazwischen wie weiße Sonnenflecke die Panamas der Zivilisten.

Ein unbändiger Stolz durchzuckte sein Herz . . . Heute herrschte er im deutschen Vaterlande, Stunden noch, und der Draht würde seinen Namen hinaustragen in alle Erdteile, ruhmvoll, sieggekrönt, unerreichbar. Und der dunkle Schnurrbart sträubte sich, die kühn geschwungenen Lippen formten ein wildes, jubelndes Siegeswort. Und gleich darauf knirschten die weißen Zähne: „Amerika, dies ist die Rache für die zwei bewußten Jährchen!"

Er schaute sich um. In nächster Nähe standen die bekannten Herrenflieger plaudernd zusammen: Jeannin, Hirth, Vollmüller, und wie sie alle heißen mochten.

Aus der schwatzenden Gruppe löste sich eine Gestalt und kam auf ihn zu. Erst im Näherschreiten erkannte ihn Thomas Hüglin: Hans Westermann. Nachlässigen Schrittes, die Zigarette zwischen den Lippen, schritt der Ingenieur ihm entgegen. Und sie standen sich gegenüber. Auge in Auge! Gott, wie hatte der Mensch sich verändert!

Bleich das Gesicht und wirr die tiefumschatteten Augen, um den schmalen Mund mit dem englisch gestutzten Schnurrbart zogen sich tiefe, scharfe Linien. Aber ruhig und kühl wie immer bot dieser Mund jetzt den Gruß. Und Hand lag in Hand. „Was macht dein Sturmgesell?" — „Willst du ihn sehen?" Ein kurzes Kopfnicken als Antwort, dann hob Hüglin einen Zipfel des großen Zeltvorhanges, der die Ausfahrt abschloß.

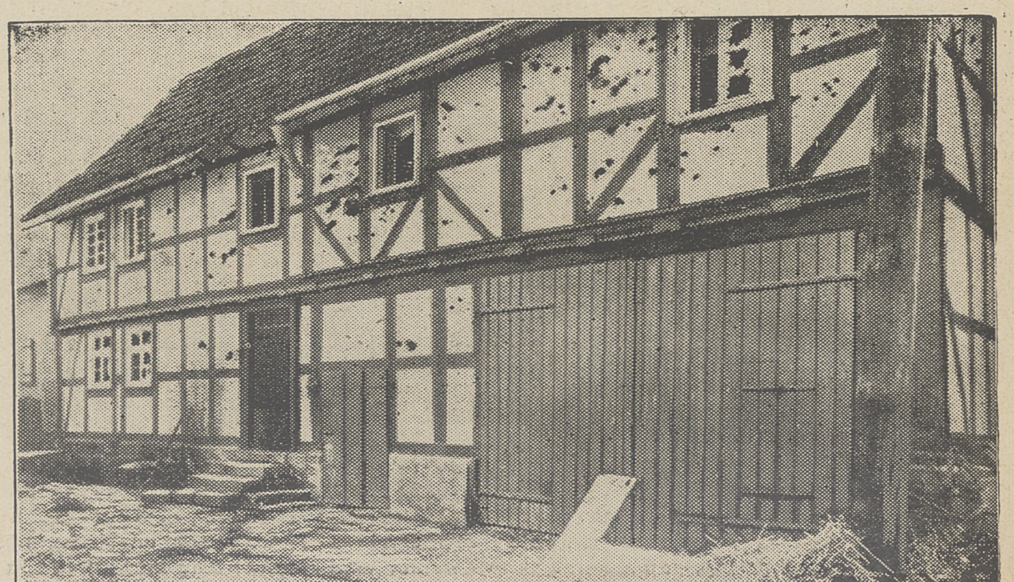
Und sie standen, getrennt von dem Leben da draußen, in der einsamen Halle, wo gespenstisch in ungewissem Dämmerlicht der Wundervogel seinem Siege entgegenträumte.

Agnes Sormas Beisetzung.



Mit Panzerwagen, Maschinengewehren und Handgranaten gegen einen Verbrecher.

Das zerschossene Haus, der Schauplatz des Kampfes.



Aber kein Blick Westermanns streifte das neue Fahrzeug. Unruhevoll, flackernd suchten seine Augen im Gesicht des Gegenübers. Da kroch ein dumpfes Ahnen diesen an, und seine dunklen Augen sprühten ein trotziges Licht. „Du weißt schon?“ Heiser, verbissen, voll Qual entrangen sich die Worte Westermanns Mund.

Und kühl und ruhig erwiderte der andere: „Nein, aber ich ahne!“ Sinnverloren die Worte. „Du ahnst! — Gut, dann kennst du deine Macht über das Mädchen! Ich habe mir einen Korb geholt — deinethalben!“ Und die heißen, flackernden Augen bohrten, saugten sich in die Blicke Hüglins.

Der wich ihnen nicht aus. Hochauf straffte sich seine Gestalt. Stolz, kalt klangen seine Worte: „Vielleicht, Hans, noch weiß ich das nicht. Aber möglich ist es immerhin. Ich habe nichts dazu getan. Wenn es so ist, dann spricht die Natur. Deinetwegen tut es mir leid, aber meinetwegen freue ich mich. Ich kann nicht anders. — Es wäre Lüge, wenn ich dir süße Worte machen wollte. — Und damit du klar siehst: jetzt beanspruche ich für mich das Recht, um Käthe werben zu dürfen!“ — „Gut gebrüllt, Löwe, aber ich bin noch nicht fertig mit dem Mädchen!“ — Hüglin zuckte kalt die Schultern. „Wie du willst, Hans, aber die Absage Käthes an dich gibt mir den Weg frei. Und, das wirst du einsehen, in diesem Falle, nur in diesem Falle, wo die Verhältnisse so eigentümlich liegen, hört jede freundschaftliche Rücksicht auf.“

In verbissener Wut starrte Westermann zu Boden. Ein wildes Zucken lief über sein Gesicht. Da wurde in dem anderen die alte Freundschaft wach und klang echt und warm aus seinen Worten: „Hans, laß keine Feindschaft wachsen aus diesem Kampfe. Laß uns ehrlich zueinander sein. Ja, ich liebe Käthe, und — ich habe um nichts anderes mitzuwerben wie du. Und — bringe auch nichts anderes mit. Wo dein Nachteil liegt, liegt auch dein Vorteil. So sind wir im Kampfe. Wer da Sieger bleibt, die Entscheidung liegt bei der Dame. Aber wie es auch kommen mag, laß diese Gegnerschaft nicht abfärben auf unsere Freundschaft. Laß uns die hochhalten.“

Impulsiv streckte er dem Freunde die Hand hin. Aber übermannt von Grimm und Wut schlug der sie zur Seite. „Ich mag dein Mitleid nicht, Mann! Wir sind fertig miteinander!“ Heiser klangen diese aufgeregten Worte dicht vor Hüglins Gesicht; dann hatte Westermann sich gewandt und eilig die Halle verlassen.

In tiefem Sinnen stand Thomas Hüglin. Es tat ihm ehrlich leid um den alten Kommilitonen. So was hatte ein glattes Dasein gehabt, kannte nicht Kampf, nicht Sorge; auf dem Präsentierbrett brachte ihm das Leben seine lockenden Gaben. Aber kam dann einmal eine schwere Stunde, dann war es alle. Die geringste Enttäuschung warf den ganzen Mann um. Hochauf reckte sich des Fliegers kraftvolle Gestalt. Nein, er wollte doch nicht auf die harten Jahre schmähen, sie hatten ihn stark, wetterfest gemacht; den Sturm möchte er sehen, der ihn umwerfen konnte.

Und dann mit einem Male kam eine trunkene Glückseligkeit über ihn. Er dachte an Käthe. Einen jauchzenden Ruf stieß er aus, die Brust wäre ihm sonst gesprengt. Dann eilte auch er ins Freie.

Vor dem benachbarten Hangar kurbelte gerade der Benjamin der deutschen Flieger, Bruno Werntgen, den Motor seines Eindeckers an, schwang sich auf und hastete in weiten Sprüngen über das Feld. Und dann, ein Surren der Propeller, hob sich die Maschine, stieg höher und höher und kreiste mit eleganten Bewegungen über den Köpfen der starrenden Menge.

Mit feinem Lächeln sah Thomas Hüglin ihm nach. Ja, das war schön, war groß, aber der „Sturmgesell“ war doch noch etwas anderes, größeres. Über den weiten Plan sah Thomas Hüglin Kommerzienrat Laband auf sich zuhasten, aufgeregt, glücklich, schon von weitem den grauen Zylinder schwenkend.

Heiß quoll es in Hüglin auf. Der da, das war sein Mann, war sein aufrichtiger Freund. Der stand fest und selbstbewußt mit beiden Füßen im Leben, wie er selbst. Der hatte ihn verstanden und achtete ihn darum. Und da ging er ihm entgegen; herzlich schlug Hand in Hand. Forschend glitt das Auge des Älteren über das freudige Gesicht des jungen Fliegers. „Alles gut?“ Der lachte. „Kaum noch halten kann ich meinen „Sturmgesell“!“ „Na, dann kann's ja losgehen, Hüglin. Und, wenn's Ihnen noch mehr Forsche bringen kann“, lächelnd machte er eine Pause, „mir sind da eben so ein paar hohe Knaben von der Armeeverwaltung über den Weg gelaufen, natürlich Privatvergnügen von ihnen, aber man kennt das ja.“

Fortsetzung folgt.

Agnes Sormas Beisetzung.

Die sterblichen Ueberreste der in Amerika verstorbenen Künstlerin sind in die Heimat überführt worden. Die Beisetzung erfolgte auf dem Neuen Friedhof in Wannsee bei Berlin. Zahlreiche Freunde und Anhänger gaben ihr das letzte Geleit. Eine eindrucksvolle Grabrede beschloß die Feier. (Bild Seite 150).

Mit Panzerwagen, Maschinengewehren u. Handgranaten gegen einen Verbrecher.

Das zerschossene Haus, der Schauplatz des Kampfes.

Ein Vorfall, der in der Kriminalgeschichte Deutschlands einzig dasteht, ereignete sich in dem nahe bei Kassel gelegenen Dorfe Niedermöllrich. Ein vom Wahnsinn befallener Landwirt Claus bedrohte seine Eltern mit der Schußwaffe und tötete einen herzueilenden Landjäger. Dann verbarrikadierte er sich in seinem Hause und eröffnete auf die anrückenden Polizeibeamten ein Feuergefecht, wobei ein Beamter getötet und fünf schwer verletzt wurden. Der Kampf dauerte über zehn Stunden und wurde, da die Polizeistn vollkommen machtlos waren, mit allen Mitteln moderner Technik, wie Maschinengewehren, Panzerwagen, Handgranaten und Scheinwerfern geführt. Als das Haus schließlich erstürmt wurde, fand man den Mörder von Handgranaten zerrissen. — (Bild Seite 150).

Die alte Handelsstadt Magdeburg.

Hauptsächlich ist Magdeburg, das man unseres „Herrgotts Kanzlei“ nannte, wohl durch seine wechselvollen Schicksale im Dreißigjährigen Kriege bekannt. Wallenstein belagerte die Stadt 1629 monatelang vergeblich, doch gegen Tilly war aller Widerstand umsonst, er nahm sie im Sturm und verwüstete alle Herrlichkeiten, welche die Stadt dem Kaiser Otto dem Großen (ums Jahr 940) und dessen kunstliebender Gemahlin Editha verdankte. Auf dem Marktplatz steht ein kleines Reiterbildnis dieses Kaisers unter einem von 8 Säulen getragenen Baldachin. Noch ein anderes schönes Standbild, das Martin Luthers, erhebt sich vor der alten Johanniskirche. Magdeburg hat eine reiche Vergangenheit. Erzbistum war es und dann jahrhundertelang eine blühende Hansestadt. Einmal wurde auch die Reichsacht über die Stadt verhängt, weil sie sich den Katholiken nicht fügen wollte. 1806 fiel sie in die Hände der Franzosen und wurde erst 1814 wieder zurückgewonnen.



Ein Meisterwerk ist der Dom, der 1207 begonnen wurde und dessen Einweihung 1363 durch den Erzbischof Dietrich erfolgte. Aber erst 1520 waren die Türme des Baues vollendet. Die Hauptzierde des Domes ist das Grabmal des Erzbischof Ernst: die Seitenwände des Grabes, die von den Gestalten der zwölf Apostel geschmückt werden, sind ein Meisterwerk Peter Vischers. Außerdem befinden sich hier die Ruhestätten Ottos des Großen und seiner Gemahlin Editha. Wundervolle Kreuzgänge und schöne, kleine Kapellen ziehen uns an, kunstreiche Holzschnitzereien und Schmiedearbeiten sehen wir. Der Kunstfreund findet hier eine reiche Ausbeute.

Von den anderen Kirchen ist nur noch die jetzt evangelische Liebfrauenkirche zu nennen, die durch ihren Bau auffällt. Sie gehörte zu dem Kloster gleichen Namens, das jetzt zu einem Gymnasium umgewandelt ist; von hier aus ist der unvergleichlich schöne, rein romanische Kreuzgang zugänglich.

Andere öffentliche Gebäude von größerer Bedeutung sind das Rathaus am Alten Markt gelegen, das sehr geschmackvoll eingerichtete Stadttheater, die Kasernen, die Börse und der alte Zentralbahnhof. Am Alten Markt und am Breiten Weg fallen besonders die noch zahlreich vorhandenen schönen Häuser im Spätrenaissancestil auf.

Der Alte Dessauer — Fürst Leopold von Anhalt-Dessau — hielt sich besonders gern in der schönen Stadt auf und ließ den Fürstenwall anlegen. Von hier aus hat man eine herrliche Aussicht auf den Dom, die prächtigen Anlagen und den Elbstrom, an den sich der schön gepflegte Stadtpark und der Wilhelm-Garten hinziehen. Schon frühzeitig war Magdeburg als Handelsstadt bekannt. Die Fruchtbarkeit der Umgebung und der Gewerbesinn der Bürger führten zu dem großen Aufschwung im Handel. Magdeburger Kaufleute zogen bereits im 13. Jahrhundert nach dem fernen Osten. Durch seine Lage wird es ebenfalls sehr begünstigt. Infolge der bis weit nach Böhmen hin schiffbaren Elbe, der oberhalb der Stadt einmündenden Saale, war die Stadt zur Vermittlung des Seeverkehrs vorzüglich geeignet. Auch heute noch ist Magdeburg ein bedeutender Handelsplatz und außerdem durch seine großen Eisengießereien und Maschinenhallen bekannt.

H. v. Brockhusen.

Der Oybin.

„Nach Oybin wollen Sie in diesem Jahr? ... Oybin? Wo liegt denn das? Ist das ein Berg, ein Bad, ein See? ...“ so fragt die Neugier, trotzdem das kleine Bad an der böhmischen Grenze, im südlichen Lausitzer Gebirge schon seit Jahrhunderten als heilkräftig bekannt ist. Der Norddeutsche jedoch nimmt meistens die andere Strecke, die in Rübezahls Reich führt, und verachtet mit Unrecht das Bähnchen, das von Zittau den Bergen zueilt.

Kaiser Friedrich III. nannte den Oybin, der zu der stattlichen Höhe von 514 m emporwächst, „ein Wunderwerk Gottes“, und der Vergleich mit „St. Moritz im Kleinen“ entbehrt nicht seiner Berechtigung. Der Talkessel, den die Höhen des Töpfer-, des Ameisen- und Pferdeberges umgeben, den der immergrüne Hochwald umschließt, findet wohl an Lieblichkeit kaum seinesgleichen. Rauhe Winde finden hier keinen Einlaß, wildzerklüftete Berge mit herrlichem Nadel- und Laubwald umziehen den Kurort. Die hohen Buchen und Birken, Lärchen und Eichen sind von unzähligen befiederten Sängern bevölkert, und oben auf dem „Oybin“ um die alten Klostermauern klagt das Käuzchen, und der Wanderfalke breitet seine weiten Schwingen.

Villen und Schweizerhäuschen lugen aus dunkelm Laub; zu neuen Landhäusern, von Blumen umkränzt, führen Steinstufen hinauf. Serpentinwege leiten auf die Höhen, während der Gebirgswanderer weglos und verwegen auf die Gipfel kraxeln mag, um die Fernsicht auf das sächsische Erzgebirge, das Riesengebirge und Isergebirge zu genießen. Der lockendste Anziehungspunkt ist jedoch der Oybin, der senkrecht aus der Talmulde emporsteigt, zerklüftet und massig, auf seinem Gipfel das alte Kloster der Cölestiner Mönche tragend. In der ehemaligen Raubritterburg wurde 1384 die Klosterkirche geweiht, deren Schiff und Kreuzgang noch heute ein Denkmal der Zeit, der vollendeten gotischen Baukunst ist, neben Heidelberg und Paulinzella die köstlichste Ruine Deutschlands.

Zwischen Felsblöcken, am idyllischen Hausgrund, erhebt sich ein Naturtheater, wie es stimmungsvoller kaum gedacht werden kann. Die Zittauer Stadtbühne schickt ihre gut geschulten Kräfte nach Oybin, und an wenigen Tagen werden die „Z'widerwurzen“, „Der Pfarrer von Kirchfeld“ und ähnliche Volksstücke naturecht und dramatisch hier lebendig.

Oybin – im Kreuzgang.

Für die leibliche Nahrung ist ausreichend gesorgt. Das nicht allzuferne Dresden schickt sein Obst und Gemüse über Zittau. Schlächter und Bäcker liefern Familien, die selbst wirtschaften, genügend; Pensionen und Hotels nehmen die Gäste auf, Studenten- und Touristenherbergen öffnen gastfreundlich ihre Pforten. Und dann die böhmischen Bauden! Die großen herrlichen Kuchen- und Tortenstücke, die delikaten Würste locken oft und wieder da hinauf in das „böhmische Paradies“. Und Sonntags pilgert die ganze Umgebung fleißig hinauf zu dem Kretscham.

Einen Vorzug hat noch Oybin: eine Stätte für Geistesarbeiter, ein „Presseheim“! Oben am Weg nach Hein, in prachtvollem Walde, von sonnigen Wiesen abgegrenzt, liegt es. Das alte Jagdschloß im Schweizer Stil stammt aus dem Jahre 1784; das Stallgebäude ist in gleicher Bauart zur Dependance gewandelt. Für müde Nerven, Erholungsbedürftige ist es ein Dorado, dem eine liebenswürdige, für alle Bedürfnisse sorgende Leiterin vorsteht.

Hanna Zunk.

Bei den Wolgadeutschen

Mitten im Herzen Rußlands, an der mittleren Wolga, liegt wohl das größte geschlossene deutsche Siedlungsgebiet außerhalb der Heimat. Es beginnt fast genau dort, wo die Hauptlinie des russischen Eisenbahnnetzes, die das europäische Rußland mit dem asiatischen, mit Sibirien und Turkestan verbindet, auf schwanker Eisenbrücke den breiten Strom überfährt. Am linken Ufer, dem Wiesenufer des Stromes, erstreckt es sich südwärts fast 600 Kilometer weit bis Ssarepta (Hauptstadt war einmal Katharinenthal, ist heute Prokrowsk.) 2 725 000 Hektar Boden werden hier von deutschen Kolonisten beackert und 93 v. H. dieses Landes sind nutzbare Fläche. Trotz aller Schwierigkeiten — allein die Wölfe haben im Jahre 1925 mehr als 4500 Haustiere zerrissen — und trotzdem das Land in den entsetzlichen Hungerjahren 1920 und 1924 furchtbar gelitten hat, ist es jetzt entschieden wieder im Aufschwung begriffen. Etwa 500 000 Menschen, von denen 350 000 Deutsche sind, siedeln hier auf 91 000 Bauernwirtschaften. Ständig wächst der Viehbestand, allein in einem Jahr um 79 v. H., die Anbaufläche nähert sich stark der Vorkriegszeit, die Zahl der landwirtschaftlichen Maschinen nimmt zu und ermöglicht die bessere Ausnutzung des Bodens und der Arbeit. Viele landwirtschaftliche Zweige, so den Tabak-, Kartoffel- und Senfbau, verdankt das umgebende russische Land überhaupt erst den deutschen Siedlern. Sie sind aber fast in allem führend gewesen und Rußland hat ihrer Kenntnis der Bodenkultur immer viel zu danken gehabt. Sie selbst exportieren heute fast alle Getreidearten, Weizen, Roggen, Gerste, Mais, die in Rußland so beliebten Sonnenblumenkerne, die die Stelle unserer Nüsse vertreten, und Pelzwerk. Die Milchwirtschaft steigert ihre Produktion von Jahr zu Jahr.

Die deutschen Kolonien an der Wolga verdanken ihre Entstehung der planmäßigen Siedlungspolitik, die weitsichtige Fürsten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begonnen haben. Damals sah man ein, daß der Reichtum



Die ersten Siedler aus Hessen, Baden und der Pfalz, die 1764 ins Land kamen, mußten die Steppe mit den primitivsten Geräten urbar machen.

eines Landes Vorbedingung für seine Existenz ist und daß er auf der Tüchtigkeit der Bewohner beruht. Besonders Brandenburg-Preußen und hier besonders wieder Friedrich der Große hat das gewußt und planmäßig brachliegendes Land besiedelt. Schlesien, der Netzedistrikt, Ost- und Westpreußen verdanken nur dieser Arbeit ihre spätere Blüte. In dem ungeheuren Rußland lagen die Verhältnisse noch viel schwieriger. Es war lächerlich dünn bevölkert, der größte Teil des Landes war Steppe und undurchdringlicher Wald, die Bevölkerung von barbarischer Unkultur. Landwirtschaft wurde, wenn überhaupt, auf die primitivste Weise mit Pflügen betrieben, die denen der Negervölker ähnlich waren. Ja, ein großer Teil der Bevölkerung waren überhaupt Nomaden, Reitervölker, die in den Steppen umherschweiften, und sind es zum Teil heute noch. Kirgisen und Baschkiren sind die nächsten Nachbarn der Wolgakolonisten und ihr wichtigstes Zugtier ist heute noch das schwere mittelasiatische Dromedar. Unsere deutschen Wagen sehen seltsam genug aus hinter diesen mächtigen Tieren.

Ansiedler für dieses Land, das ihrer so bedurfte, konnten nur durch Werbung gewonnen werden. An freiwillige Einwanderung, wie die der vertriebenen französischen Protestanten nach Preußen, war nicht zu denken. Die Werbung wurde geradezu zum Geschäft, wurde von Katharina II. 1763 Unternehmern übertragen, die natürlich nur das Interesse hatten, möglichst viel Siedler zu beschaffen und möglichst viel aus den Kolonien herauszuschlagen. Da wurden prunkende Manifeste erlassen mit großen Versprechungen, die das Land an Fruchtbarkeit und schöner Luft mit Frankreich verglichen, Getreide, Wiesen, Holz, Fische und sogar Wein als Ertrag versprachen. Das Land war allerdings dazu fähig. Aber als 1764 die ersten Siedler aus Hessen, aus der Pfalz und Baden anlangten, also aus Gebieten, die doch in Landwirtschaft und Weinbau sehr weit vorgeschritten waren und Ansprüche an Kultur stellten, fanden sie nichts als wilde, völlig unbeackerte Steppe vor. Weder Arbeitsgeräte noch



Die Wolgadeutschen haben sich bis zum heutigen Tag ihre heimatliche Tracht bewahrt.

Zugtiere, Häuser oder Baumaterial waren vorhanden und die Hilfe der Regierung sehr gering. Die Enttäuschung war ungeheuer, aber an Rückwanderung war nicht zu denken. Das Land wurde unter unsäglichen Mühen besiedelt und beackert. Rußland verdankt diesen Ansiedlern Ungeheures. Nicht nur direkt durch diese Kolonisation, diese Gewinnung eines großen Landes für die Kultur, sondern auch indirekt. Ein großer Teil seiner Bauern hat damals erst gelernt, wie man einen Pflug, eine Egge, einen Wagen macht.

Nur in einem Punkt hatten die neuen Siedler Grund, einigermaßen zufrieden zu sein. Man behandelte sie als eigene Bevölkerung mit eigenen Rechten, und das war allerdings im damaligen Rußland unerhört. Man wagte doch nicht, sie unter die leibeigene Bauernschaft mit aufzunehmen, sondern schuf ihnen eine Sonderverwaltung. Die war freilich „russisch" genug. Für Heirat, für Umzug, für Schlachtung oder Verkauf von Vieh, für alles mußte der deutsche Bauer die Erlaubnis seiner Behörde haben, die sogar bestimmte, wer an Sonn- und Feiertagen in die Kirche zu gehen und wer daheim zu bleiben und das Dorf zu bewachen hatte. Das alles war hart genug. Aber wenigstens dem Deutschtum blieben die Siedler damit erhalten. Wie hätten sie sich auch mit der umwohnenden Bevölkerung, der sie in allem überlegen waren, verbinden sollen! Während des Krieges, als in Rußland wie in den anderen Feindstaaten alles Deutsche geächtet war, kam frei-



Hier kennt man noch den alten Brauch der Spinnstube im Winter, die alten Sitten und die alten Sagen.

lich ihr Deutschtum zeitweise in Gefahr. Heute aber ist das Gebiet innerhalb des russischen Staatenverbandes ein völlig autonomer Staat mit eigener Verwaltung. Sein Deutschtum ist völlig gesichert und wird dauernd gestärkt, vor allem durch Heranziehung von Lehrern aus Deutschland selbst.

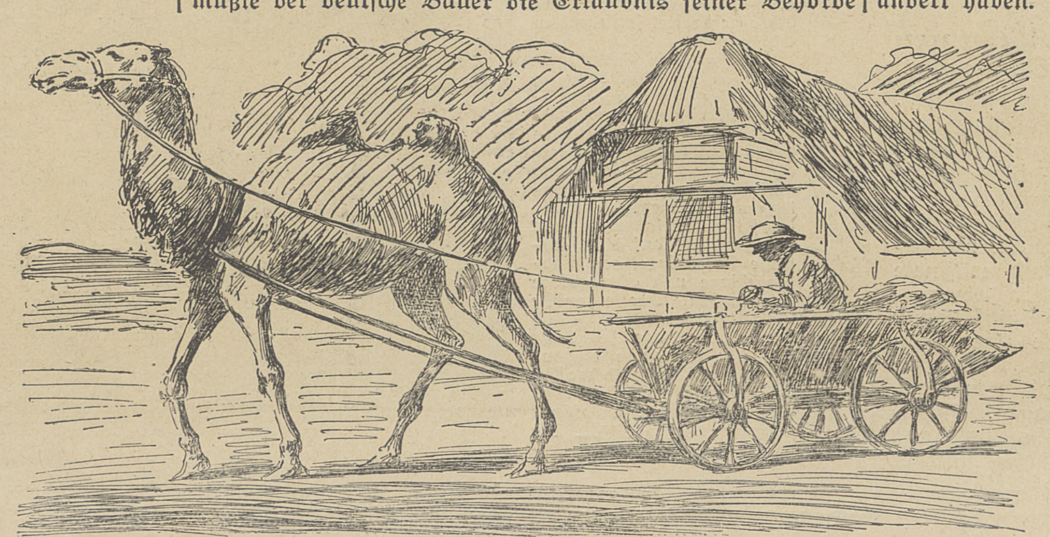
So ist es zu erklären, daß die Wolgadeutschen noch heute eine eigenartige Tracht bewahrt haben, heimischen Schnittes und nur dem anderen Klima angepaßt, und daß man selten einen Bauern ohne lange Pfeife trifft, die sonst kein Mensch in Rußland kennt. Die Sprache ist so konservativ beibehalten worden, daß fast jede der etwa 200 deutschen Kolonien ihre besondere Mundart spricht. Diese Mundarten sind je nach den Dialekten der Landesteile verschieden, aus denen die Siedler ursprünglich stammten.

Alte Volks- und Kinderlieder sind mitgewandert und unser Kindervers vom Marienkäferchen hat in dem Sprüchlein:

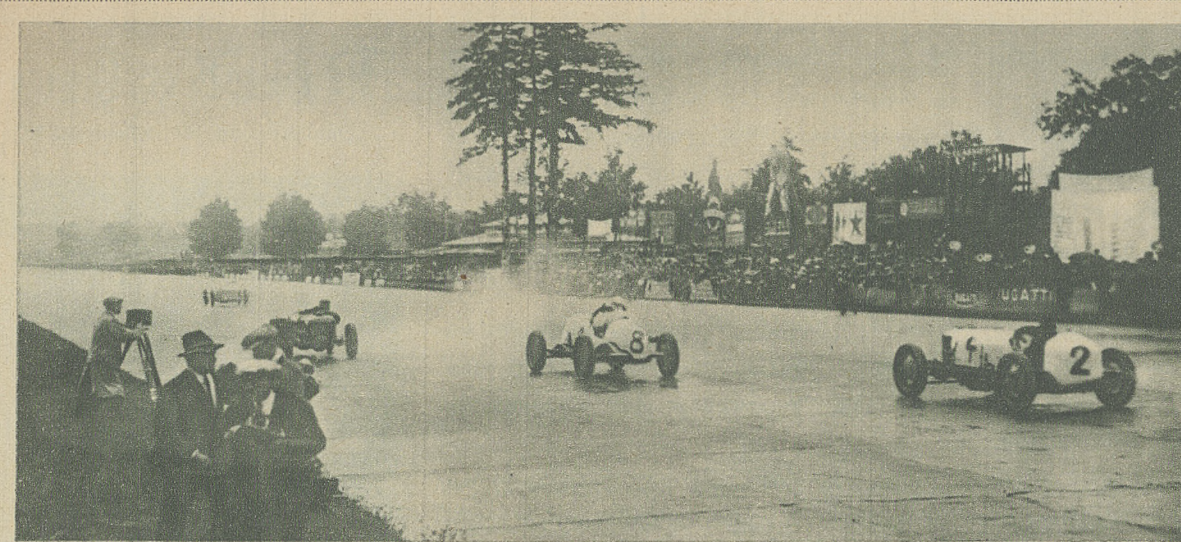
> Herrgottsvöggelche, flieg fart,
> Flieg in die Dreispitz,
> Wu dei' Vatter un Motter sitzt.
> Kumme drei Kergise,
> Wolle dich totschieße.
> Hapù.

eine Form angenommen, die zeigt, daß sich nur die Umgebung, aber weder Sprache noch Gesinnung geändert haben. So blieben auch alte Sitten, die bei uns oft schon dem Ansturm der städtischen Gleichmacherei erlagen, hier erhalten, farbig und lebhaft. Noch kennt man den Brauch der abendlichen Spinnstube im Winter, mit ihrem Erzählen alter Sagen, das so viel altes geistiges Volksgut zu uns herübergerettet hat. Kennt alte Bräuche, die beim Backen das Brot segnen und bei der Geburt das Kind vor Unsegen schützen sollen. Werber und Hochzeitsbitter spielen bei der Vermählung dieselbe wichtige Rolle wie in Süddeutschland, wie überhaupt die Hochzeitsbräuche auf sehr alte Gewohnheiten in den Germanensippen zurückgehen. Eine besondere Rolle ist den Volkssitten an kirchlichen Festen verblieben. Sie entsprechen genau den innendeutschen. Auch hier bläst man am Ostermorgen vom Kirchturm und sucht Ostereier. Zu Pfingsten stecken die Burschen ihren Mädchen Maien ans Haus und es gibt dabei sogar eine Art von dörflicher Feme, indem man Übelbeleumdeten statt dessen eine Vogelscheuche an den Schornstein steckt. Kirchweih gibt es und Metzelsuppe und sehr viel Knödel und den Nikolaus am Weihnachsabend.

Dozent Dr. C. W.



Einen eigenartigen Anblick bieten die kleinen deutschen Wagen, denen als Zugtiere mächtige mittelasiatische Dromedare vorgespannt sind.

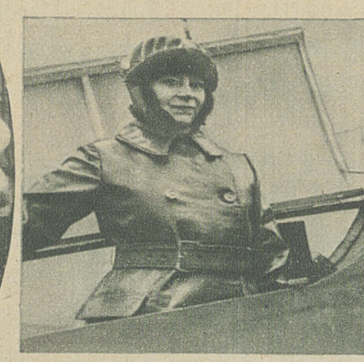


Augenblicksbild aus dem Rennen der Auto-Weltmeisterschaft 1927 auf der Monzabahn bei Mailand Photo-Union

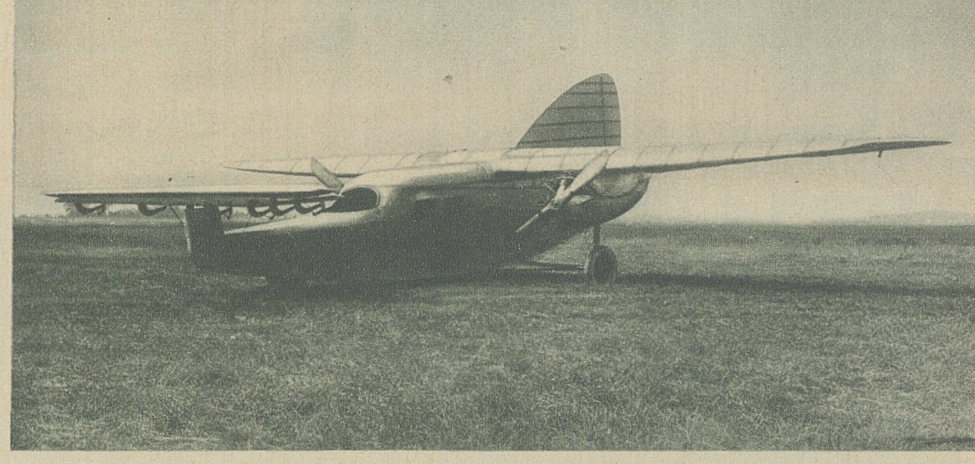


Rechts: Das in Seenot geratene und verschollene Flugzeug „Old Glory" bei seinem Abflug von der amerikanischen Küste über den Ozean (Ziel Rom) mit zwei Piloten und einem Journalisten an Bord Sennecke

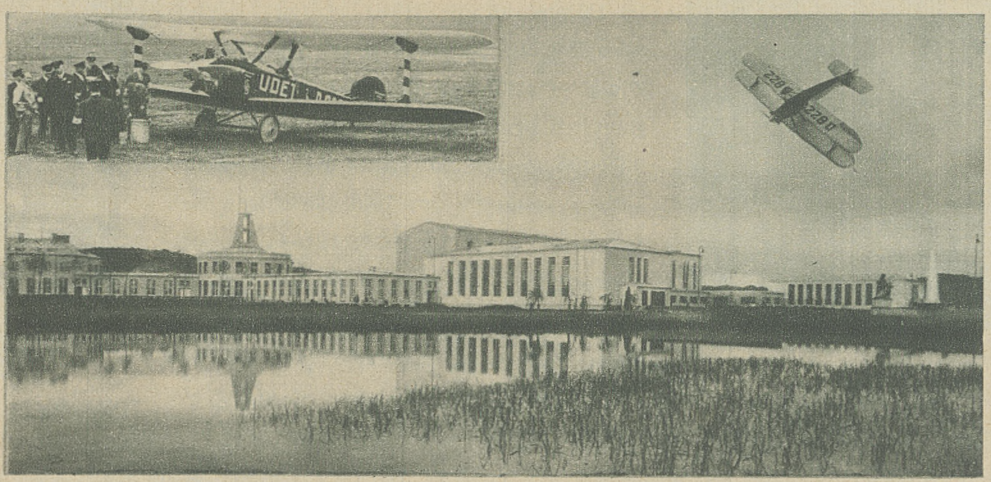
Fernstädt
Der Fallschirm-Pilot Werner Triebner, der kürzlich bei einem Absprung über dem Flugplatz Altenburg tödlich verunglückte. Neben ihm seine Frau, die kurz vorher von dem gleichen Flugzeug einen gelungenen Absprung ausführte



Prinzessin Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, die erste Frau, die zu einem Flug über den Atlantischen Ozean startete und wahrscheinlich mit den Flugzeugführern Hamilton und Minchin den Tod im Ozean gefunden hat Schirner



Die „Ente", ein neues Flugzeug, das kürzlich in Bremen die ersten aufsehenerregenden Probeflüge erfolgreich ausführte. — Während bei den bisherigen Flugmaschinen Motoren und Hauptflügel vorn, die Steuerorgane aber hinten lagen, so ist dies Verhältnis bei der neuen langhalsigen Ente ein direkt umgekehrtes. — Das Flugzeug soll durch die neue Bauart eine weit größere Stabilität in der Luft haben; ferner soll ein Überschlagen beim Landen unmöglich und ein Bremsen auf dem Erdboden ausführbar werden Photothek



Die erste deutsche Flugveranstaltung im besetzten Gebiet seit 1918 fand kürzlich in Kaiserslautern statt. — 20000 Zuschauer hatten sich eingefunden, den meisterlichen Flügen des größten deutschen Kunstfliegers Udet zuzuschauen. — Im Bilde zeigen wir Udets Kunstflüge über dem Ausstellungsgebäude und links oben das rot-silberne Udetflugzeug Flamingo D. 822. — Der Kaiserslauterner Flugplatz stellt den ersten und bisher einzigen Flugplatz in der Rheinpfalz dar; er soll vom nächsten Frühjahr an den einzelnen Luftlinien angeschlossen werden Moller

Bei den deutschen Kegelmeisterschaften errang die Verbandsmannschaft Kiel erneut die Meisterschaft auf der Scherenbahn

Bild unten: Vom großen preußischen Polizei-Handball-Turnier in Kiel, das aus Anlaß der Tagung des Verbandes preußischer Polizeibeamten stattfand. Im Entscheidungskampf gewann Hannover über Halle 7:3 (2:1). Im Bild: Die beiden Mannschaften (Hannover weiße Hosen) Schlurike



☆

Bild rechts:
In Ruhleben bei Berlin fand kürzlich das Vorbereitungs-Turnier für die Olympiade statt. Major B. Neumann auf „Flucht" ging als Sieger in der Vielseitigkeitsprüfung hervor
Schirner

☆





Volkskunst — Heimatkunst

Sonderbericht für unsere Beilage von Otto Boettger-Seni / Mit neun Bildern von O. Haeckel

Bäuerin aus dem Gutachtal im Schwarzwald beim Spinnen

Wie ein Märchen aus längst vergangenen Zeiten mutete es uns an, wenn uns die Mutter von dem erzählte, was auch sie wiederum nur noch aus dem Munde ihrer Mutter erfahren hatte: von der Gemütlichkeit und Traulichkeit der Spinnstubenabende in dörflicher Einsamkeit, wie sie hier auf dem Bilde einer württembergischen Spinnstube festgehalten ist.

Das Schnattern und Klappern, Sausen und Hasten der Maschinen hatte längst diesen Frieden gestört.

Das Spinnrad, wie wir es im Gebrauch der jungen Schwarzwälder Bäuerin und in besonders wertvoller Ausführung in köstlicher Drechslerarbeit im Bilde sehen, wurde zum Museumsstück oder verstaubte in dunklen Bodenwinkeln.

Die Maschine schien zu siegen, die Handarbeit am Webstuhl in der Flut der Maschinenarbeit zu ersticken, die Volks- und Heimatkunst in der großen Nüchternheit maschineller Betriebe zu sterben.

Schien zu siegen, dürfen wir gottlob schreiben, denn ein Besinnen geht durch die kunstgewerblichen Kreise, die an erster Stelle dazu berufen sind, Köstliches zu bewahren und zu neuer Blüte zu wecken. — Volkskunst — Heimatkunst.

Heute sind wir bereits wieder soweit, daß die Handweberei, die sich persönlichem Geschmack anzupassen vermag, einen großen Teil des Stoffhandels zurückeroberte. Erinnert sei an die Bauernhochschule in Hellerau in ihrer vorbildlichen bahnbrechenden Arbeit.



Eine Spinnstube in Württemberg

Man wird den Wert eines Kleinbetriebes, das Betonen der Zusammengehörigkeit, das Erwecken des Interesses an der Arbeit und der Freude am eigenen Können, Punkte, die in das Gebiet des Seelischen hinüberspielen, nicht unterschätzen dürfen. All diesem wird heute bereits auf den Kunstgewerbeschulen voll und ganz Rechnung getragen.

Spreewälderinnen am Webstuhl

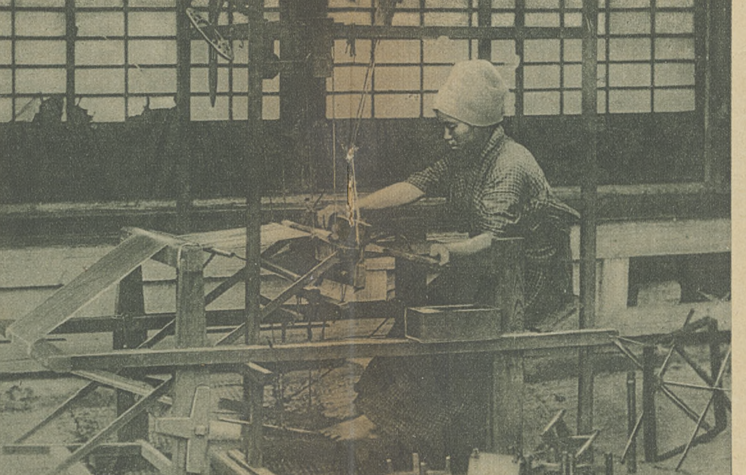
Nicht allen dürfte es bekannt sein, daß sich auch in den vom Verkehr abgelegenen Dörfern der Eifel der „Hausfleiß", d. h. das Spinnen und Weben, an den langen Winterabenden noch gut erhalten hat. Da der meist kleine landwirtschaftliche Betrieb im Winter wenig Arbeit erfordert, beschäftigen sich die Frauen viel mit Spinnen von Flachs und Wolle, während die Männer den Hauptteil des Tages am alten schwerfälligen Webstuhl Leinen, Halbleinen und Beiderwand weben. Während vor dem Weltkriege diese Heimarbeit durch die Industrie fast niedergerungen wurde, brachte die bittere Kriegs- und Nachkriegszeit die gute alte Handarbeit wieder zu Ehren. Kann allein der ethische Wert der in dieser Volks- und Heimatkunst wurzelnden bodenständigen Arbeit nicht hoch genug eingeschätzt werden, so ist auch der rein wirtschaftliche Vorteil nicht zu unterschätzen. — Grundverschieden ist z. B. die Einstellung der einzelnen Dörfer im Rheinland. — Während meistens — und das ist ja schließlich auch das ideale — nur für den eigenen Bedarf, vielleicht noch für den Nachbarn oder die Dorfgemeinde „Hausfleiß" als Winterausfüllarbeit getrieben wird, haben manche Gemeinden das Bestreben, diese ihnen allein zukommende Füllarbeit in eine nutzbringende Heimarbeit auszudehnen. — Dies ist dann meist der Fall, wo kleiner Besitz, karge Scholle, Erbrecht, große Familie eine Abwanderung in die Großstadt und in die Industrie notwendig werden ließ, um dann diese Abgewanderten in Anbetracht der heutigen Lage in die Heimat zurückkehren zu lassen, um das Heer der Arbeitslosen in den Großstädten nicht zu vergrößern.



Mazedonische Frau mit Handspindel Wolle spinnend

Im Spreewald ist, wie unser Bild zeigt, das Teppichknüpfen zu Haus. Mit gutem Erfolge werden hier die orientalischen, vor allem die geknüpften Smyrnateppiche nachgeahmt unter Anwendung der gleichen Methode wie im Orient. Man arbeitet hier aber mit Kette aus Leinengarn und Grundschuß aus Jute. Hat man hierin auch eine große technische Vollkommenheit erreicht, so doch kaum die Farben und Muster des Orients.

Afrikanischer Bastweber



Japanische Seidenweberin am Webstuhl

Noch eines anderen Zweiges der Heimatkunst möge hier gedacht sein, deren spinnwebfeine Erzeugnisse, einstmals in kleinen, innen mit heller Seide ausgeschlagenen Ledertruhen sorglich aufbewahrt, der Stolz ihrer Besitzerinnen war — die Klöppelspitze. Ihre erste Blütezeit erlebte sie in Italien, wo man sie im 16. Jahrhundert als Kleidkragen wie einen steif ausgebreiteten Fächer trug. Der große Reichtum, den die Klöppelei Italien brachte, erregte den Neid der anderen Länder, und es entstand ein rastloser Konkurrenzkampf. Das klassische Land der Klöppelspitze wurde dann Belgien. Hier erreichte diese Kunst im 17. und 18. Jahrhundert ihre höchste Blütezeit. Historischen Ruhm erlangten die Spitzenkleider der Maria Theresia und der Madame Pompadour.

Eine Art der Klöppelspitzen — die Binche — ist wie aus Schaum gesponnen. Man erzählt sich, daß ihre spinnwebfeinen Fäden nur in feuchten Kellern verarbeitet werden konnten, da es sonst unmöglich war, sie zu handhaben, ohne sie zu zerreißen. Zur Zeit unserer Großmütter gehörte es noch zum guten Ton und zu den Bedürfnissen eines gut bürgerlichen Hauses, daß einmal in der Woche eine Spitzennäherin kam, um auszubessern und zu waschen, was im Laufe der Woche getragen wurde.

Was sich noch in vielen ländlichen Gegenden unserer Heimat bescheiden an Klöppelarbeiten erhalten und der Maschinenarbeit getrotzt hat — unser Bild zeigt vier alte Frauen, die am Klöppelkissen ergrauten —, ist heute auch wieder zu neuem Leben erwacht. Auch hier handelt es sich wohl um eine Kriegs- und Nachkriegserscheinung, um eine der wenigen dankenswerten, die den innerlich gesunden Kreisen unseres Volkes das Besinnen brachte.

Ein sehr wertvolles Spinnrad aus dem Jahre 1688

In Schlesien war es Barbara Uttmann (1514—1575), die die armen Gebirgler die Klöppelkunst lehrte und den Spitzenhandel begann. Der gute Absatz brachte Geld in diese arme Gegend und Barbara Uttmann wurde so eine Wohltäterin ihrer engeren Heimat.

Wenn alle deutschen Frauen, die diese Zeilen lesen, beim Einkauf von Spitzen es sich zur Pflicht machen, nur deutsche Arbeiten zu kaufen, die sich voll und ganz neben den Erzeugnissen des Auslandes sehen lassen können, und dadurch das Bestreben, deutsche Heimatkunst und Volkskunst wieder zu neuer Blüte zu verhelfen, tatkräftig unterstützen, so ist der Zweck dieser Zeilen voll und ganz erreicht.

Wie unsere weiteren Bilder zeigen, ist die Kunst des Spinnens und Webens wohl keinem Volk der Erde fremd und in ihren Erzeugnissen den Bedürfnissen des Landes angepaßt. So nimmt Japan auf dem Gebiete der Seidenweberei eine führende Stelle ein. Mit viel Geschick fertigen auch die Neger ihre Basttaschen auf Webstühlen an. — Doch noch einmal zurück zur Heimat. Wenn auch, wie eingangs erwähnt wurde, daß Bestreben maßgebender Kreise gottlob wieder vorhanden ist, die Heimatkunst und Volkskunst zu neuem Leben zu erwecken, so kann dieser segensreichen Arbeit nur dann ein wirklicher Erfolg beschieden sein, wenn die Käuferkreise dieses Wirken nach besten Kräften unterstützen.

Klöppeln im Erzgebirge. — Vier alte Erzgebirglerinnen, die am Klöppelkissen ergraut sind

Dann erst wird die Zeit wieder kommen, wo Urahne, Großmutter, Mutter und Kind friedlich vor der Haustür oder im engen, warmen Stübchen bei der Schusterkugel sitzen und Stich an Stich reihen, unermüdlich die Fäden drehend und kreuzend. Neuer Frieden wird einkehren, denn Mutter und Frau dürfen dann wieder daheim mit dazu beitragen, den kärglichen Verdienst des Mannes zu erhöhen. Sie brauchen dann nicht mehr die oftmals so bitter weiten Wege in die Fabriken machen.

Etwas Seltenes und Köstliches gewinnt neues Leben, bringt Frieden und Zufriedenheit, etwas, das einstmals sprichwörtlich war zum Segen unserer armen Heimat: Deutsches Familienleben.

Frau aus Borneo beim Spinnen

Tagebuchblätter / Von Charlotte v. Rechenberg

Nun war sie wieder allein. Das Auto hatte sie fast zu schnell aus dem Trubel einer großen Abendgesellschaft entführt, die plötzliche Stille im eigenen Heim lastete doppelt auf ihr. An Einsamkeit war sie ja gewöhnt, seit die Mutter vor Jahresfrist die Augen für immer geschlossen hatte; der Vater, der sehr viel älter gewesen war, war schon lange tot, und Geschwister hatte sie nie gehabt. Durch das innige Zusammenleben mit der Mutter — es hatte ein selten schönes Verstehen zwischen den beiden geherrscht — hatte sie auch keine wirkliche Freundin gehabt. Der große Schmerz um den Verlust der Mutter war dann aber doch etwas abgeklungen; das Leben ging eben seine gleiche Bahn weiter und forderte schonungslos sein Recht, ob es nun Freude oder Leid ausschüttete in des einzelnen Geschick. Sie hatte sich allmählich in das gesellschaftliche Leben zurückgefunden und war heute zum erstenmal der Einladung zu einem großen Balle gefolgt. Reich und unabhängig, konnte sie, die schon die dreißig reichlich überschritten hatte, das mit der Mutter gewohnte gesellschaftliche Leben weiterführen.

Nun lehnte sie regungslos im tiefen roten Damastsessel, neben ihr der Teetisch am Kamin, in dem ein paar schwere Eichenklötze glühten.

Ach, wie das alles doch die Gefühle aufwühlte! Die wirresten Gedanken durchkreuzten Irmgards Kopf und machten einer tiefen Erregung Platz. Ganz plötzlich faßte sie dann einen Entschluß. Woher ihr der Gedanke kam, wußte sie selbst nicht. Leise zitterten ihre Hände, als sie nach dem kleinen Schlüssel griff, den sie ständig an einem feinen Kettchen bei sich trug. Befangen, als begehe sie ein Unrecht, öffnete sie den Schreibtisch, den ihre Mutter immer so fest verschlossen hatte, dessen Inhalt auch ihr stets ein Geheimnis geblieben war. Beim Ordnen nach deren Tode hatte sie ihn wohl schon öffnen müssen, hatte aber so wenig als möglich darin berührt; nur in einem Nebenfache, das sie gar nicht gekannt, war ihr ein dickes, ledergebundenes Buch in die Hände gefallen. Sie hatte es aber, nachdem sie sacht darin geblättert und aus einigen Zeilen ein Tagebuch erkannt hatte, gleich beiseite gelegt, sie wollte dieses Tagebuch nicht anrühren. Irgendeine Scheu hielt sie davon ab. Die Mutter hatte ihr nie erzählt, daß sie ihre Erlebnisse aufgeschrieben hätte, und dann kam es ihr vor, als ob sie an der Toten ein Unrecht beginge, sich in deren Geheimnisse zu drängen. Heute aber überwand sie alles Widerstrebende. Sie glaubte und hoffte, endlich Aufklärung zu finden. Eigentlich war sie töricht! Die Mutter war eine abgeklärte, ruhig vornehme Frau gewesen, nur sie allein wußte, daß sie wirklich herzlicher und weicher Gefühle fähig gewesen war. Nach außen war sie stets stolz und fast schroff erschienen. Und doch, auch ihr gegenüber war fast nie ein Wort gefallen über ihre Jugend, so ganz oberflächlich hatte sie immer nur davon erzählt, daß ihre Jugend ruhig und harmonisch gewesen wäre. Weiter wußte Irmgard nichts und hatte eigentlich auch nie mehr wissen wollen, weil es wohl nichts weiter zu wissen gab. Erst das Tagebuch, in dem sie nur wenige Zeilen gelesen hatte, hatte sie scheu gemacht. Es mußte eben doch etwas Geheimnisvolles und Trauriges im Leben der Mutter gegeben haben!

Und heute abend wollte sie es wissen! Auf einmal fühlte sie, daß ihr dieses Buch Aufklärung geben würde über jene schwere Zeit, die sie als junges zwanzigjähriges Mädchen durchgemacht hatte. Damals war sie auf den einzigen, aber auch energischen Widerstand der Mutter gestoßen, gegen den sie nicht hatte aufkommen können, ohne die Mutter für immer zu verlieren.

Nun hielt sie das Buch in den Händen! Sie drehte schnell die hellere Beleuchtung aus und kehrte zu ihrem lauschigen Winkel am Kamin zurück, wo nur ein silberner Leuchter seinen matten Kerzenschein ausstrahlte. Lautlose Stille herrschte im Zimmer, nur das hastige Blättern der Seiten verriet, daß noch eine Menschenseele wachte, die in tiefster Erregung kaum zu atmen wagte. Jäh sank das Buch auf ihre Knie nieder, und sie weinte bitterlich.

So ruhig und gleichmäßig war ihr Leben neben der Mutter Seite geflossen, und sie hatte nie geahnt, welche Last diese getragen hatte! Oder hatte die Mutter überwunden im Laufe der Jahre? War es möglich, daß ein Mensch äußerlich so gleichmäßig, so sicher und stolz seinen Weg durchs Leben gehen konnte, wenn im Herzen eine so tiefe Wunde brennt? Wie sie selbst, war die Mutter sorglos als einziges Töchterchen im reichen Hause aufgewachsen. Mit achtzehn Jahren hatte sie dann den Mann ihres Herzens kennen und lieben gelernt. Er war eine elegante Erscheinung und führte ein unabhängiges, scheinbar sorgenfreies Leben. Einen eigentlichen Beruf hatte er nicht, er erzählte aber viel von seiner schriftstellerischen Tätigkeit, die auf wissenschaftlichem Gebiet liegen sollte und flößte, wo er hinkam, überall Achtung und auch Bewunderung ein. Wie stolz war die junge Achtzehnjährige, daß der begabte und überall begehrte Mann sich zu ihr gerade gewandt, wie schauderte sie zusammen, wenn ein leidenschaftlicher Blick sie traf. Und dann kam der Tag, wo sie sich von ihrer Liebe sagten und die Gefühle anschwollen zu unnennbarer Seligkeit! Die Eltern waren zurückhaltend gewesen, zu ihrer großen Verwunderung hatten sie nicht gleich ihre Einwilligung gegeben, aber hartnäckig und verwöhnt, wie sie war, hatte sie an ihm festgehalten. Er war viel auf Reisen gewesen, er brauche Anregung, hatte er ihr gesagt, müsse in den Bibliotheken der Universitäten lesen, um sein Werk zu fördern. Nur war es seltsam, daß der stets so elegante, wohlhabende Mann sie manchmal bat, für ihn etwas auszulegen. Ja, einmal hatte er sie sogar um einen größeren Betrag gebeten, und sie hatte, da sie selbst nicht über eine derartige Summe verfügte und sich schämte, mit dieser Bitte an die Eltern heranzutreten, ihr kostbares Perlenhalsband verkauft, es ganz heimlich durch ein falsches ersetzend.

Für ihn war ihr kein Opfer zu groß, und die Gründe waren ja auch so stichhaltig gewesen, ihr waren eigentlich überhaupt keine Gedanken gekommen. Schließlich hatte sie die öffentliche Verlobung bei den Eltern durchgesetzt und war eine strahlende Braut. Wie selten zwei Menschen verstanden sich die beiden, und sie, ein innerlich tief veranlagter und kluger Mensch, war in tiefster Seele glücklich, daß ihr Verlobter sie so restlos verstand und ihre Seelen im gleichen Akkord schlugen. — Wieder mußte er reisen und schon drei Tage hatte sie diesmal kein Lebenszeichen von ihm erhalten. Eine seltsame Unruhe erfaßte sie, die noch dadurch erhöht wurde, daß ihre Briefe am nächsten Tage als unbestellbar zurückkamen. Ganz mechanisch hatte sie sie an sich genommen und dann zu einer Zeitung gegriffen, um der inneren Erregung Herr zu werden und die Eltern nichts merken zu lassen. Dann war sie lautlos zu Boden geglitten und erst nach Stunden aus einer tiefen Ohnmacht erwacht. Besorgt und tief ergriffen traten die Eltern an ihr Bett. Sie wußten ja nun auch um ihren Jammer. Groß genug war das Bild gewesen, das ihr aus der Zeitung entgegengestrahlt hatte. Sie kannte es nur zu gut und hatte es besonders geliebt. In einem Gefühl des Stolzes hatte sie die Unterschrift gelesen, irgend etwas Anerkennendes oder Ruhmreiches über ihn erwartend. Und es war das Bild eines bekannten Hochstaplers gewesen, den fast alle Großstädte suchten und der kürzlich in ihrer Vaterstadt einen großen Hoteldiebstahl begangen haben mußte. Eine knappe Lebensbeschreibung war angegeben, er war verheiratet, hatte einen Sohn und hatte seine Frau ebenso betrogen, wie sie, nachdem er ihr ganzes Vermögen durchgebracht hatte.

Lange war sie dann krank gewesen und hatte schließlich dem viel älteren Mann die Hand gereicht. Damit schloß das Tagebuch. — Die Lichter knisterten leise und versuchten am Ende noch einmal möglichst hell aufzuleuchten, um dann eines nach dem anderen lautlos zu verlöschen. Tiefe Dunkelheit herrschte um Irmgard, die regungslos dasaß und eigentlich keine Gedanken mehr hatte, weil sie sie schließlich nicht mehr fassen konnte. Jetzt wußte sie, wie ihre Mutter gelitten hatte, daß sie wohl auch nie überwinden konnte. Sie war vielleicht die einzige gewesen, die dem armen gequälten und gedemütigten Herzen noch etwas Sonnenschein gegeben hatte. Nun wußte sie auch, weshalb diese ihre Einwilligung verweigert hatte, damals, als sie selbst der Verzweiflung nahe war, von dem liebsten Mann lassen zu müssen. Heut abend hatten sie sich durch Zufall wiedergesehen, und ein gegenseitiger Blick hatte genügt, um die alten Wunden wieder aufbrechen zu lassen. Er war sehr kühl und zurückhaltend gewesen, nur unendlich traurig hatte er ihr beim Abschied die Hand gereicht.

War es der Zufall oder das Schicksal, was ihrer beider Leben zusammenführte, wie das ihrer Eltern? Sie verstand die Mutter, daß sie sie nicht in die Hände des Sohnes eines solchen Mannes geben wollte, aber mußte der Sohn dafür büßen, was der Vater verbrochen? War sein Leben nicht unsagbar schwer mit einer solchen Last im Herzen? Oder wußte er wie auch sie bis heute nichts über die wahre Existenz seines Vaters? Er trug ja den Mädchennamen seiner Mutter, wie aus den Tagebuchblättern ersichtlich war.

Rastlos eilten ihre Schritte über den Teppich. Stunden auf Stunden rannen, und das fahle Morgengrauen verdrängte allmählich den schwarzen Nachthimmel. „Der Tag scheint schön zu werden“, dachte Irmgard ganz mechanisch und stand dann plötzlich am Fenster still und sah, wie der leuchtende Sonnenball sich aus der Unendlichkeit hob und den Himmel in rote Glut tauchte. Auch Irmgards Augen fingen an zu leuchten. Es war nicht nur der Widerschein des Sonnenlichtes. Aus ihr selbst kam das Befreiende des gefaßten Entschlusses. Sie sah dem Glück entgegen! Fest entschlossen ergriff sie das Buch, liebkosend glitten ihre Finger über die vergilbten Seiten. Noch glimmte ein Eichenklotz im Kamin, den sie zu neuer Glut entfachte, und leise und behutsam zerriß sie Seite um Seite und sah die Blätter lautlos in sich zusammenfallen. Schnell verschloß sie das halbleere Buch an seinen alten verschwiegenen Platz. Sie wollte das Tagebuch weiterführen. Nur sollte es, nachdem es so viel Jammer all die Jahre gesehen hatte, nur noch von Glück reden. Sie wollte den Mann freien, den die Mntter ihr versagt. Sie war alt genug, um ihr Leben allein in die Hand zu nehmen, und die vergangenen Jahre hatten ihr gezeigt, daß keiner, keiner den einen ersetzen konnte. Heimlich hatte sie sein Leben verfolgt. Es war in ehrenhaften Bahnen verlaufen. Zielbewußt hatte er schon in jungen Jahren eine gute Position erreicht und aus sich selbst heraus war er zu Wohlstand gekommen. Sicher hatte seine Mutter geschwiegen, wohl kaum hätte er sonst noch einmal ihren Weg gekreuzt. Sie aber wollte ihn rufen, wollte ihm alles sagen. Es sollte kein Geheimnis zwischen ihnen sein. Sie war bereit, die Last mit ihm zu tragen, ihre heilige Liebe sollte, mußte alles Vergangene auslöschen. Das Büchlein sollte den späteren Generationen nur von Glück erzählen, und wenn ihr Blick dann auf die Reste der zerrissenen Seiten fiel, mochten die Nachdenklichen ahnen, daß es auch tiefe Wunden gesehen hatte, um sich dann der glücklichen Zeilen um so inniger zu freuen.

Ein freundlicher Ausdruck breitete sich auf Irmgards Zügen aus. Lange hingen ihre Blicke an dem Bild der geliebten Mutter. Stolz und sicher sahen die Augen sie an, und doch war es Irmgard, als leuchtete in ihnen ein tiefes Verstehen, als billigten sie den erkämpften Entschluß. Hand in Hand wollten sie beide bald vor ihr stehen und geloben, ihr Leid zu sühnen. Ihr Reichtum sollte ihr helfen, dem Ziel näher zu kommen, von dem er heute gesprochen. Als Arzt hatte er viele Einblicke in die trostlose Not des Lebens der Ärmsten unter uns bekommen. Da wollte sie tatkräftig mithelfen und dem Laster und Verbrechen steuern.

Sie öffnete weit die Fenster und atmete die kühle Morgenluft in tiefen Zügen ein, und jauchzte so dem Tag entgegen, dem Tag ihres Glücks.

Nach einem Abendregen

Von Otto Boettger-Seni

Ich schreite meinen Acker
still hinunter. —
So hat denn Gott
durch diesen Abendregen,
was ich gesät,
geweiht
mit reichem Segen.
Kirchgang ist,
was ich geh',
und Glocken klingen in mir.

Mir ist, als müßt' ich singen.
Und was ich singen möchte,
ist ein schlichtes Lied,
das sich um einen nur —
und das ist Gott — bemüht.
So wird mein Acker mir
zum blühenden Altar,
auf dem ich Gott
bring' voller Dank
mein Opfer dar.

Heiligenblut in Kärnten (1279 Meter über dem Meere) hat seinen Namen von einem Fläschchen des Blutes Christi, das vom heiligen Broccius aus Konstantinopel dorthin gebracht wurde. Hier ist auch die Grabstätte des heiligen Broccius. Auf dem Friedhof ruhen viele am Großglockner verunglückte Bergsteiger. Im Hintergrund der Großglockner, der höchste Berg in Österreich (3797 m ü. d. M.) Photo Sievers

Der alte Park

Von M. Fries

Ein heller Nachmittag im grünen Park!
Durchs Laubdach fallen grelle Sonnenlichter,
Beleuchten frohe, strahlende Gesichter
Der munt'ren Jugend. — Wie fühlt sie sich stark!

Uralter Efeu rankt am morschen Baum.
Ein schwarzes Kreuz, von düst'rem Schwarz umgittert,
Ein Quaderstein, des' Inschrift schon verwittert,
Erzählen uns: Das Leben ist ein Traum.

Was sagt der alte schwere Block von Stein,
Des' wucht'gen Aufbau eine Urne krönt?
„Er, der hier unten schläft, ist nun versöhnt
Mit seinem Menschenlos und Erdensein!“

Was will das schwere, schwarze, rost'ge Kreuz?
Es soll den Namen dessen uns verkünden,
Den es hier schirmt. — Doch ist hier nicht zu finden
Der Name! — Doch — es bleibt „Symbol des Leids!“

Ein alter Friedhof ist's, auf dem ich steh'!
Die Jugend tummelt sich im muntern Reigen,
Die Sonne spielt auf Blumen, Beet und Zweigen.
Dicht beieinander wohnen Lust und Leid.

Frauenfragen

Frankfurter Brief.

Von Julia Virginia Laengsdorff.

Frankfurt, Spätsommer 1927.

Auf ihren Vortragsturneen ließen sich zwei Frauen ganz verschiedener Art, von denen beiden viel gesprochen wird, auch in Frankfurt hören: Karin Michaelis und Hedwig Wangel.

Karin Michaelis entwickelte von einem etwas einseitigen Standpunkt aus ihre Theorien und ihre Praxis über Ehe und Ehescheidung und empfahl als sehr modern Eingestellte eine Art Geldversicherung der Frau für den Scheidungsfall. Hedwig Wangel, vor zwei Jahrzehnten eine der lebensvollsten Persönlichkeiten der Reinhardt-Truppe — wer noch konnte solche Lachtriller ins begeisterte Parkett schmettern, — schenkt heute ihre Kräfte einem Werk der Menschenliebe. Und wenn sie nach langem Fernbleiben von den Brettern neuerdings doch wieder Gastspiele aufgenommen hat, so tut sie es vor allem für „ihr Heim". In der Mark, am stillen Dolgensee, hat sie dies Heim für strafentlassene Frauen und Mädchen erbaut, das sie im Anklang an ein Bibelwort „Tor der Hoffnung" genannt hat. Frau Wangel will jenen Gestrauchelten damit den Weg zu einem neuen Leben öffnen. Sie richtete einen flammenden Ruf an alle, sich für ihre Schützlinge einzusetzen. Ein Film, der den Vortrag wirkungsvoll ergänzte, zeigte die zweckmäßige Inneneinrichtung dieses im Oktober letzten Jahres bezogenen Hauses. Die zahlreichen Zuhörer zollten, hingerissen vom Idealismus der hochherzigen Frau, reichen Beifall, der sich hoffentlich auch in klingenden Spenden bekundet hat.

Nun mit einem großen Sprung zu einer ganz Andersartigen, zu Mechtilde Lichnowsky, deren Bekanntschaft gemacht zu haben man der Rührigkeit der Schatzkiste Bücherstube verdankt. Blaublütige alte Kultur trifft hier glücklich mit echtem Kunstempfinden zusammen. Und ob sie nun die Seelenschwingungen einer Frau (die sie natürlich selber ist) und ihres „boy" bei einem „Rendezvous im Zoo" in feine Worte faßte, ob sie — Jüngerin des Heiligen Franz — des Hasen Georges Goulet Leiden und Freuden uns liebevoll vermittelte, oder Abschnitte aus ihrem geistvollen „Kampf mit dem Fachmann" launig darbot — immer fühlte man die sich ihrer Verantwortung bewußte Schriftstellerin, die nicht schlankweg redet, sondern nach dem Goethewort bildet, — dichtet, d. h. verdichtet. Sicherer, abgetönter Vortrag und das reizvolle Aeußere kamen der Fürstin natürlich sehr zustatten.

Ende März hielt die „Süddeutsche Arbeitsgemeinschaft des Reichsverbandes deutscher Hausfrauenvereine" eine Wohnungstagung in Frankfurt ab. Dank den rührigen Vorarbeiten des hiesigen Hausfrauenvereines — Vorsitzende Frau Forchheimer — war die Tagung außerordentlich besucht. Sie stand unter Leitung von Frau Emma Kromer, Mitglied des Reichswirtschaftsrates; es sprachen u. a. Clara Mende und Dr. Marie Elisabeth Lüders. Einen guten Rahmen für die Veranstaltung gab die auf dem Messegelände errichtete Schau: „Die neue Wohnung und der neuzeitliche Haushalt". Hier konnte man das Wochendhäuschen der jungen Frankfurter Architektin Grete Lichotzky bewundern — eine Schöpfung ganz up to date und doch nicht zu kostspielig, die allen Anforderungen ruhebedürftiger Wochendler einschließlich Weinkeller und Freiluftbrause in sozusagen einem einzigen Raum Rechnung trug. Den Ausführungen unseres viel angefeindeten Stadtbaurates May über die Methode neuzeitlichen Bauens folgte als praktische Ergänzung am Nachmittag Besichtigung der nach seinen Ideen erstellten Vorortsiedlungen. Und man muß zugeben, bei aller Normalisierung herrscht in diesen Flachdachhäusern doch wenigstens Klarheit bei denkbar größter Raumausnutzung; aber nicht nur in den architektonischen Formungen, auch im großen und kleinen Hausrat ist dieser wohltätige Geist neuer Sachlichkeit zu spüren.

Das Programm des „Frankfurter Frauenklubs" bot auch dieses Jahr seinen Mitgliedern wieder manche Anregung. U. a. gab Dr. Hans Geisow, der bekannte Danteforscher, in seinem Vortrag: „Dante und wir" meisterhafte Proben seiner Divina-Commedia-Uebersetzung, die trotz Aufgabe der gewohnten Terzinen die gewaltige Dichtung in uns lebendig werden ließ. Noch zwei Goethevorträge verdienen Erwähnung: „Die Stellung des jungen Goethe zu Religion und Kirche", von Geheimrat D. Dechent gehalten, und der des Pfarrer Taesler über: „Die wirkliche Frau von Stein und der wirkliche Goethe" — beides Darbietungen, die nicht nur hier in der Geburtsstadt Johann Wolfgangs Interesse beanspruchen dürften.

In den letzten Monaten hat sich nach dem Vorbild anderer deutscher Städte auch hier eine Ortsgruppe des „Bundes Deutscher Künstlerinnen und Kunstfreundinnen" zusammenschließen können. Die Vorsitzende des Bundes, Frau Ida Dehmel, war eigens zu diesem Zweck von Hamburg hergekommen. Ihr Vortrag: „Neue Wege zur Gemeinschaft" legte die Ziele des Vereines klar: Zusammenschluß aller am Kunstleben interessierter Frauen, also von Künstlerinnen auf jedem Gebiet, ferner von Kunstfreundinnen, damit den Bestrebungen der Künstlerinnenmitglieder auch die nötige Resonanz gesichert sei. Regelmäßige Zusammenkünfte nachmittags am Teetisch, anregende Vorträge sollen die persönliche Fühlungnahme der Mitglieder vermitteln. Frau von Trenkwald wurde zur Vorsitzenden gewählt und ist gewiß die geeignete Persönlichkeit, die hiesige Ortsgruppe zum Gedeihen zu bringen. Tatsächlich fanden schon einige wohlgelungene Zusammenkünfte der jungen Gründung statt.

Die zu Ende gehende Theatersaison hat uns wie üblich eine Anzahl interessanter Uraufführungen, Neueinstudierungen und Gastspiele gebracht. Der Clou davon war wohl das Drama „Bonaparte" des hier ansässigen Fritz von Unruh. Die glänzende Verkörperung der Hauptgestalten — Bonaparte: Heinrich George aus Berlin — und die sorgfältige Inszenierung durch Intendant Weichert selbst vermochten indes nicht die Schwächen des schwerumstrittenen Werkes zuzudecken. Der Napoleon von Unruhs Gnaden ist trotz mancher Feinheit im ganzen verzeichnet, psychologisch unmöglich, hat für den Heros, den Welteroberer, zuviel „Unruh", wie ein Naiver treffend geprägt hat. Schade, daß dafür ein so ungeheurer Apparat in Bewegung gesetzt worden ist.

Von den Aufführungen im Neuen Theater, die wieder unter Direktor Hellmers persönlicher Leistung standen und sich durchweg auf sehr anständigem Niveau hielten, sei nur Edouard Bourdet's Schauspiel „Die Gefangene" erwähnt, das voriges Jahr um diese Zeit im Théâtre Fémina in Paris allabendlich volle Häuser machte. Abgesehen von der zugkräftigen Gewagtheit des Stoffes, kann sich das Stück als solches behaupten. Heikelste Situationen sind mit Takt überbrückt. Hilde Wall vermochte als die in ihrem unglücklichen Triebleben rettungslos „Gefangene" stark zu fesseln, ja fast zu rühren.

Daß in unserer regen Mainmetropole die großen Jubilare Pestalozzi und Beethoven gebührend geehrt worden sind, ist eigentlich selbstverständlich. Zudem verbanden den Schweizer Johann Heinrich Pestalozzi manche Beziehungen mit dem geistigen Frankfurt jener Tage. In der zu seinem Gedächtnis veranstalteten Ausstellung, die abgesehen von der Züricher Schau, das reichhaltigste Material zusammengebracht hat, konnte man sehen, was Pestalozzi für Frankfurt, was Frankfurt für Pestalozzi bedeutete. „Schon ist Frankfurt der Ort, wo sich der erste und kraftvollste Kreis für das Werk der Vorsehung, das nicht mein ist, bildet und befestigt", lautet ein Wort des großen Volkserziehers an Freund Willemer, der seinen Sohn Brami als Zögling ins Knabeninstitut nach Yverdon schickte und auch selbst samt seiner Gattin Marianne — Goethes Suleika — mehrfach dort als Gast Pestalozzis weilte. Und wie allmählich eine ganze Frankfurter Kolonie am Neuenburger See aufwuchs, Sprößlinge der angesehensten Patrizierfamilien, das konnte man auf der Ausstellung schön verfolgen. Man sah ferner mit Erstaunen, wieviele unserer bedeutenden hiesigen Schulen ganz auf den Grundlehren des großen Pädagogen und selbstlosen Menschenfreundes beruhen.

Nun zu dem anderen vor hundert Jahren Verblichenen, zu Ludwig van Beethoven. Eine dem Genius gewidmete Sonderausstellung wurde vom Besitzer des „Nicolas Manskopfschen Musikhistorischen Museums" veranstaltet. In mehreren Räumen des noch viel zu wenig bekannten, fast einzigartigen Museums, in diesem schönen, am Main gelegenen alten Patrizierhaus sah man viel Material — 351 Objekte — organisch nach den Lebensabschnitten Beethovens aufgebaut: Stiche, Bilder, Zeichnungen von ihm, noch aus der Bonner Jünglingszeit, und dann natürlich viel aus den langen Jahren des Wiener Lebens. Mit Rührung betrachtete man des Meisters Schreibfeder, den einfachen Federkiel, mittels dessen er seine ewigen Melodien niederwarf, streichelte ergriffen die kleine Empirewaschkanne, deren Wasserstrahl seinen arbeitsfiebrigen Händen in den letzten Jahren Kühlung brachte. Auch der Freundeskreis um den Titanen war in guten Abbildungen vertreten — die Frauen, die in des Einsamen Leben ein wenig Sonne brachten. Neben Bettina lächelte das pikante Lockenköpfchen seiner Schülerin, der Gräfin Guicciardi, träumten die Iphigenienzüge der Therese Brunswick, der „unsterblichen Geliebten", die — o Zufall — außerdem jenes anderen Jubilars, des greisen Pestalozzi, begeisterte Anhängerin und Vorkämpferin war. Nach Beethovens Tod eröffnete sie in Budapest in ihrem eigenen Hause das erste Pestalozziheim, dem auf ihre Anregung hin nach und nach über ein Dutzend weitere in Wien, München, Regensburg und anderen Orten folgten. Die letzte Abteilung umfaßte eine Anzahl Erinnerungen an Beethovens Tod, wobei natürlich die bekannte erschütternde Totenmaske nicht fehlte. Es ist Nikolas Manskopf aufrichtig für diese Ausstellung zu danken, jenen schönen Auftakt zu dem „Sommer der Musik", der mittlerweile hier eingesetzt hat. Von dieser großzügigen Musikausstellung, die mindestens einen Brief für sich beansprucht, vielleicht ein andermal.

Heim und Technik. Vom Mai bis Oktober 1928 ist in München eine große Ausstellung „Heim und Technik" in Aussicht genommen. Veranstalter sind der Deutsche Verband technisch-wissenschaftlicher Vereine und der Reichsverband Deutscher Hausfrauenvereine. Der Plan der Ausstellung ist, die Anwendung technischer Errungenschaften im Hauswesen zu zeigen und für eine möglichste Durchrationalisierung der Hausarbeit Propaganda zu machen. Die Bedeutung der Hauswirtschaft für die gesamte Volkswirtschaft soll auf dieser Ausstellung gezeigt werden, indem der Anteil der Haushaltkosten an den gesamten Lebenshaltungskosten verschiedener Familien deutlich gemacht wird. Man hofft, daß aus dieser Ausstellung ein Haus der Hausfrau als ständige Einrichtung hervorgehen wird. In diesem Haus der Hausfrau sollen die neuesten Erfindungen der Technik, die zur Erleichterung der Haushaltsführung dienen können, vorgeführt werden. Pläne und Modelle für ein solches Haus werden in der Ausstellung gezeigt werden.

Die Frau überwiegt im Theaterberuf. Eine Statistik besagt, daß heute weit mehr Frauen an den deutschen Theatern beschäftigt werden, als Männer. Im ganzen ist die Zahl der Theater seit dem Kriege sehr stark zurückgegangen, da viele kleine Betriebe sich inzwischen in Kinos umgewandelt haben. Die Zahl der Männer, die an der Bühne beschäftigt werden, ist um 10 Prozent gesunken, die der Frauen von 18.000 im Jahre 1914 auf 21.000 gestiegen. Die Ursache ist die moderne Vorliebe für Revuen und Ausstattungsstücke, bei denen hauptsächlich weibliche Kräfte nötig sind.

Die Regenharfe singt.

Die Regenharfe singt ihr süß-eintönig Lied.
Ein leises Müdesein durch meine Seele zieht.

Wie war der Tag so schwül, so steil der Wanderpfad!
Und noch der Gipfel fern, da schon der Abend naht!

„Ruh', müder Wandrer, ruh'!" raunt leis' das Tropfenspiel.
In Wolkenhöhen fern verschwimmt das Wanderziel.

Florentine Gebhardt.

DIE · FRAU · UND · IHRE · WELT

Vorboten der Wintermode.

(Nachdruck verboten.)

Noch werden die ersten Winterkleidermodelle nur den besten Freunden vorgewiesen, da die weitere Entwicklung der Mode sich erst später zeigt; soviel kann man aber bereits feststellen, daß die Besichtigung derselben den Kreislauf aller Dinge wieder bestätigt. Die Glocke ist das Charakteristische der neuen Wintermodelle Allerdings weicht die „moderne Glocke“ von der früheren darin ab, daß sie seitlich angeschnitten wird und dadurch dem Kleid eine graziöse Linie verleiht, die beste Aussichten auf allgemeine Aufnahme hat. Mit der Aufnahme der Glocke ist auch die verkürzte Taillenlinie akut geworden. Die Taille ist noch nicht in ihre natürliche Lage gerückt, doch merklich nach oben verlegt, aber die verkürzte Taillenlinie darf nicht zu stark betont werden, da hierzu sich wohl noch niemand entschließen könnte.

Die Mäntel sind ebenfalls weiter geworden, doch wird bei ihnen die Glocke vermieden; man verlegt dieselbe vorläufig an den Kragen — dem Tellerkragen —, der, eng den Hals umschließend, einen rund geschnittenen, meistens recht kleidsamen „Teller“ als Abschluß erhält. Neben dem Tellerkragen wird der Schalkragen an den Mänteln viel beobachtet; die langen Schalenden sind nicht abgespitzt — nur bei Pelzkragen geschieht dieses —, sondern fallen lose zu beiden Seiten herunter und werden am Ausschnitt eingeschlungen oder in einen Knoten geknüpft. Zu den Kleidern aus leichten Stoffen werden Kascha-, Seiden-, Mattlassé-, Zibelinestoffe verarbeitet. Der verschiedenen Ausarbeitung derselben wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet, weil sie für das Nachmittagskleid als Ergänzung gedacht sind. Außer dem Schal- oder Tellerkragen kommt der garnierte Rücken besonders zur Geltung; in spitz zulaufenden Nähten sieht man den Rücken des Mantels eigenartig garniert, wenn nicht ein großer Pelzkragen (Genre-Matrosenkragen) lose herabfällt. Die Vormittagskleider betonen das „Sportliche“, die Abendkleider die bewegte Linie in luftigen, feinen Stoffen; die Röcke bleiben kurz; jeder einzelnen Dame bleibt es überlassen, ob sie die Knie bedecken will oder nicht.

Anne Beer.

Kaffeedecke aus alten Servietten.

(Nachdruck verboten.)

In Großmutters Leinenschatz befinden sich gewiß alte Servietten, mit denen die Enkelkinder, die sie geerbt haben, nichts anzufangen wissen, da sie für den heutigen Geschmack viel zu groß sind. Man kann daraus bildschöne Kaffeedecken machen, wenn man zwischen die einzelnen Servietten einen hübschen gehäkelten Zwischensatz näht und dann die ganze Decke, die aus vier oder sechs Servietten bestehen kann, mit einer geschmackvollen gehäkelten Kante umgibt.

M. H.

Lärmlose Spiele.

(Nachdruck verboten.)

Nach Ansicht der Jugend gehört zur Freizeitstimmung eine gehörige Portion Ausgelassenheit, und diese ist meist mit viel Lärm und ohrenmarternden Geräuschen vereinigt. Zwar gibt es Mütter und Kinderwärterinnen, deren Nerven jedes geräuschvolle Spiel ertragen können und die nicht daran denken, dem Kinderlärm irgendwie Einhalt zu tun. Um so empfindlicher leiden unsere lieben Nächsten und Hausbewohner darunter. Den im Tagesbetrieb und Beruf Abgemühten kann eine solche Nachbarschaft fast zur Hölle werden, um so mehr, wenn die Mütter die Ansicht hegen, daß zu jedem kindlichen Spiel auch kindlicher Lärm gehöre. Einen Gegenbeweis könnten die japanischen Kinder liefern, deren lärmlose, feierlich stillen Spiele den Europäern immer gefallen haben.

Also, liebe Mütter, laßt eure Buben und Mädels Spiele spielen und Zeitvertreib üben, bei denen es fein still hergeht. Es gibt deren eine herrliche Fülle, und sie sind anregend und witzig, erfindungsreich und artig und können im Freien und im geschlossenen Raum gespielt werden.

Zuerst die Rätselspiele in vielen Formen. Zum Beispiel: „Ich sehe etwas, was du auch siehst; es duftet, ist rot (oder weiß, oder rosarot) und sticht, wenn du es brichst. — Die Rose! Oder: „Ich kenne eine Blume, sie ist ohne Duft, hat aber ein Märchenangesicht mit Augen, bald freundlich, bald friedlich, mit Lippen, die viel plaudern möchten, aber ewig schweigen müssen. Wie heißt sie? — Das Stiefmütterchen!

Dann das Fünf-Minuten-Schweigespiel: Ein Kind setzt sich mit einer Uhr in der Hand in einen Kreis, sagt: „Jetzt fünf Minuten schweigen, nicht lachen, nicht weinen. Wer nicht aushält, hat ein Pfand zu geben. Der beste Schweiger aber wird „geehrt“, das heißt, jedes Kind muß ihm etwas Angenehmes sagen.

Oder das Spiel: „Ich ehre dich!“ Dazu ist eine erwachsene Person nötig, die an den Kreis wissenschaftliche Fragen stellt, die dem Schulprogramm und den Altersstufen der Mitspielenden sich anpassen und heitere Pointen haben müssen. Das Kind, das drei Fragen richtig beantwortet hat, wird geehrt, das heißt, während des ganzen Tages haben ihm die übrigen Gespielen etwas Freundliches zu erweisen. Ein Knabe dienert vor einem Mädchen und sagt dazu: „Ich ehre dich!“ Oder er gibt ein kleines Geschenk. Ein Mädchen hat dagegen vor einem Buben zu knicksen, nestelt ihm ein Blümchen an den Kittel und flüstert: „Ich ehre dich!“

Dann gibt es Beobachtungsspiele. Auf einem gemeinsamen Gange durch den Garten, über den Hof oder die freie Straße hat jedes Kind irgend etwas scharf zu beobachten und später im Spielkreis darüber zu berichten. Da hat ein Kind eine Biene belauscht, die eilfertig aus einer Blüte zur andern flog, hier länger verweilte, dort nur einen kurzen Einkuck hielt. Ein anderes sah ein landwirtschaftliches Gerät, das es noch nie gesehen, ein drittes brachte eine Blume vom Feldrain, unbeachtet, aber zierlich gebildet, und trat mit der Frage in den Kreis: „Wer kann mir sagen, wie die Blume heißt oder wozu dieses Gerät dient? — Das Raten, Forschen, Vermuten und das gegenseitige Belehren hat seine Reize, es weckt die Intelligenz und den Ehrgeiz der Jugend, es stimmt heiter und schafft keinen Lärm.

R. Kaulitz-Niedeck.

Eine verunstaltete Frau.

Dem Holländischen nacherzählt von
Maria Niessen.

(Nachdruck verboten.)

Es war nicht warm an diesem schönen Frühlingsabend. Draußen blühte zwar der Flieder, doch sah man die Herren im Winterüberzieher, den Kragen umgeschlagen, über die Straße gehen. In dem Wohnzimmer eines Hauses verbreitete der kleine elektrische Ofen eine behagliche Wärme, und hellblau brannte das Flämmchen unter der Teemaschine.

Am Fenster saß der Hausherr und las den Bericht des Fußballwettstreites. Auf dem Divan saß die junge Frau, in eine Zeitung vertieft.

„Dieses Mal haben sie sie aber geschlagen“, sagte der Mann, eben von seiner Zeitung aufsehend.

„Wirklich“, ließ sich die Frau vernehmen.

„Wohl nicht glänzend, doch 2 zu 0“, erwiderte der Mann.

„Oh“, sagte die Frau etwas unbestimmt.

Sie tat immer so, als ob das Fußballspiel sie interessierte, doch um die Wahrheit zu sagen, es war ihr völlig gleichgültig, doch das ließ sie sich noch nicht merken, denn sie waren erst zwei Jahre verheiratet.

Jetzt war es wieder still; nur das Teelicht flackerte und der Ofen glühte.

Plötzlich ein Ausruf der Frau: „Oh, wie schrecklich!“

„Was ist denn geschehen?“ fragte der Mann.

„Entsetzlich“, antwortete die Frau, „ein Mädchen benutzte beim Feuermachen Petroleum, dabei fingen ihre Kleider Feuer und . . .“

„So etwas ist bei uns ja glücklicherweise ausgeschlossen, da wir ja nur elektrisch haben.“

„Und nun ist sie mit Brandwunden bedeckt ins Krankenhaus gebracht worden“, fuhr die Frau fort. „Ihr ganzes Gesicht ist verbrannt und sie wird ihr Leben hindurch verunstaltet bleiben.“

„Traurig“, sagte der Herr, „traurig.“

Seine Gattin versank in Nachdenken.

„Wenn nun mir einmal so etwas passierte“, sagte sie dann langsam, „würdest du dann . . .“

„Aber Kind“, sagte ihr Gatte, „das ist ja ausgeschlossen. Wir haben ja keinen Herd oder Ofen, wo so etwas möglich wäre.“

„Ja, wenn es aber nun doch einmal passierte“, sagte die Frau hartnäckig. „Würdest du mich dann noch lieb haben?“

„Natürlich. Wo denkst du hin?“ sagte der Mann voll Ueberzeugung.

„Und wenn mein ganzes Gesicht verunstaltet wäre, dann auch?“

„Natürlich.“

„Ist das auch wirklich wahr?“

„Selbstverständlich. Glaube mir doch.“

„Aber wenn ich dann abscheulich, abschreckend aussähe? Würdest du mich dann auch noch lieb haben?“

„Aber bestes Frauchen, wenn du noch so verunstaltet wärest, würde ich dich doch nicht weniger lieben“, sagte ihr Gatte mit Wärme. „Ich liebe dich doch nicht allein deines Gesichtes wegen. Ich liebe dich . . . um . . .“

„Ja, weswegen?“ drang nun die Frau auf ihn ein.

„Um . . . ja, um alles, das weißt du doch wohl“, sagte der Mann, der sich erhob, um neben ihr auf dem Divan Platz zu nehmen.

„Was alles?“ fragte die Frau weiter.

„Nun ja, alles“, wiederholte der Mann. „Alles ist doch alles, deine Manieren, deine Stimme, dein Lachen, dein . . . dein . . . einfach alles.“

„Ja, wenn ich aber ganz verunstaltet wäre, würdest du mich dann doch noch gerne haben? Würdest du wohl?“

„Nun höre doch auf, mein Lieb“, sagte der Mann, während er ihr die Zeitung aus den Händen nahm und sie an sich zog. „Ich wiederhole dir, daß ich dich auch dann noch lieben werde, wenn du auch durch irgendeinen Umstand gänzlich verunstaltet wärest. Ist es nun gut?“

Die Frau antwortete nicht sofort. Sie dachte einige Augenblicke nach.

„Ich kann es fast nicht glauben, daß ein Mann eine Frau noch lieben wird, wenn sie häßlich geworden ist“, sagte sie dann. „Ich kann es nicht glauben. Und du?“

„Hm . . .“, machte der Mann, der inzwischen wieder am Fenster Platz genommen hatte und den Bericht über das Fußballspiel weiter verfolgte, ohne auf die Worte seiner Frau zu hören, so daß er die Frage gar nicht richtig verstanden hatte. Um aber etwas zu sagen, erwiderte er einfach auf gut Glück: „Nein, das glaube ich auch nicht. Aber was ist denn jetzt wieder los?“ fuhr er dann ganz überrascht über die Wirkung seiner Worte fort.

„Oh“, schluchzte die Frau, „siehst du wohl, daß du dann nichts mehr nach mir fragen würdest, wenn mein Gesicht verbrannt wäre. Jetzt hast du dich selbst verraten. Was du zuerst gesagt hast, war nur, um mich zu beruhigen, um mir eine Freude zu machen. Oh, wie unglücklich bin ich!“

„Nun sei aber doch einmal vernünftig“, bat der Mann, während er sie in seine Arme nahm. „Ich hatte dich eben gar nicht verstanden, da ich den Bericht weiterlas. Das meinte ich doch nicht so.“

„Ja, das kannst du jetzt wohl sagen“, erwiderte die Frau, noch immer schluchzend. „Doch, ich weiß es jetzt.“

„Aber Liebste . . .“

„So sind die Männer; sie lieben die Frau, so lange sie hübsch ist, aber wenn sie . . . wenn sie häßlich geworden, dann wollen sie nichts mehr von ihr wissen. Oh, wie ab . . . scheu . . . lich.“

„Aber, ich habe doch nie gesagt . . .“

„Oh, sei ruhig. Ich würde vor dir nicht den geringsten Widerwillen bekommen, wenn du verunstaltet wärest“, sagte die nicht zu beruhigende Frau nachdenklich. „Im Gegenteil, ich würde dich noch mehr lieben. Dafür bin ich eine Frau. Aber Männer . . .“

„Nun höre aber doch einmal“, sagte der Mann in entschlossenem Tone. „Hast du dein Gesicht verbrannt?“

„Nein, aber . . .“

„Oder findest du dich auf einmal selbst so häßlich?“

„Nein! Das . . . das stelle ich mir nur einmal so vor.“

„Sei doch vernünftig. Du kannst dir ebensogut einbilden, daß du unter die Straßenbahn oder ein Auto geraten würdest und dir ein Bein abgefahren würde, oder daß du ins Wasser fallen und ertrinken würdest. Weshalb tust du das? Und wenn du durch ein Unglück verunstaltet wärest, dann würde ich noch zehnmal mehr von dir halten.“

„Zehnmal mehr?“ wiederholte die Frau ungläubig.

„Ja, zehnmal mehr“, versicherte der Mann noch einmal.

„Oh“, schluchzte die Frau nun abermals, in Tränen ausbrechend, „wenn du dann noch zehnmal mehr von mir halten würdest, dann hältst du jetzt nicht viel von mir.“

Langsam dunkelte es am kalten Frühlingsabend in dem Zimmer, wo das Teelicht flackerte, der Ofen behaglich brannte, die Frau still vor sich hin weinte und der Mann ratlos schwieg.

Die Temperatur unserer Nahrung.

(Nachdruck verboten.)

Die Temperatur unserer Speisen und Getränke übt einen großen Einfluß auf unsere Zähne und den Zustand unserer Mund- und Kehlhöhle, sowie auf den Magen aus. Wieviel Magenleiden und wie mancher schlechter Zahn, sind die Folgen von fortwährendem Gebrauch von zu warmen Speisen und Getränken. Auch vielerlei Störungen im Nervensystem und des Gesundheitszustandes im allgemeinen können daraus entstehen. Man soll die Speisen und Getränke gebrauchen in der Temperatur, die sich nur wenig von unserer Blut- und Körperwärme unterscheidet.

Gegen diese Regel wird in vielen Haushaltungen gesündigt, besonders durch das Trinken von zu heißem Kaffee oder Tee. Diese Getränke werden möglichst heiß in die Tassen gegossen, das bißchen kalte Milch (beim Kaffee ist es meist noch heiße Milch) kühlt die Getränke nicht genügend ab, damit es sofort ohne Schaden genossen werden kann.

Die wahren Liebhaber dieser heißen Getränke warten auch nicht so lange, bis dieselben abgekühlt sind, sondern trinken sie sofort. Die verwöhnte Zunge, die Zähne und der Gaumen empfangen den heißen Trunk scheinbar mit Genuß. Durch die hohe Temperatur werden jedoch die kleinen Geschmacksdrüsen der Zunge abgestumpft, und was man glaubt zu schmecken, ist nur ein heißes Gefühl, das die Geschmacksnerven von Mund und Gaumen wahrnehmen.

Wenn man jemandem, der gewohnt ist, heiß zu trinken, eine Tasse Tee oder Kaffee von gewöhnlicher Körpertemperatur reicht, dann wird er kaum schmecken, was er trinkt, weil die Schleimhaut von Mundhöhle und Gaumen zuviel gelitten hat, und die Geschmacksnerven abgestumpft sind.

Mit anderen Getränken, Punsch, Glühwein, Kakao usw., geht es ebenso.

Mit der Suppe, die als Uebergang zur festen Nahrung betrachtet werden kann, ist es dasselbe; sie wird meistens zu warm genossen. Wenn die Suppen gebunden und fett sind, bleiben sie von selbst länger warm. Kochend wird die Suppe in die Terrine getan, dann der Deckel darauf, und so auf den Tisch gebracht. Und möglichst heiß wird sie dann auch gegessen.

Vor zu heißem Essen und Trinken kann nicht genug gewarnt werden —, es ist dies ein Ruinieren von Gaumen, Magen und Eingeweiden.

M. N.

Glück in der Liebe.

(Nachdruck verboten.)

Wir wollen es vorwegnehmen. Es können nicht viele Frauen von sich behaupten, sie hätten Glück in der Liebe; denn was sich anfangs dafür ansieht, entwickelt sich später oft zum Gegenteil.

Eine selbstbewußte starke Persönlichkeit hat meistens kein Glück in der Liebe. Denn was heißt „Glück in der Liebe“!! Doch im großen und ganzen: Einen Mann für den Ehebund gewinnen. Und wem gelingt dies? Doch nur derjenigen, die sich einem Mann durchaus anschmiegen kann, die ihre eigenen Interessen zurückstellt und zusieht, alles dem auserkorenen Mann von den Augen abzulesen. Dann gehört auch eine gewisse Schlauheit und Intelligenz dazu: Der Mann darf niemals ahnen, daß sie ihn durchschaut und seine Psyche ganz genau kennt. Sie stellt sich ganz auf den Mann ein; er meint, nicht mehr leben zu können ohne sie; er findet sie reizend und könnte sich ein Leben ohne sie nicht mehr vorstellen. — Und sie kann dann stolz feststellen: Ich habe eben Glück in der Liebe.

Dann gibt es andere: Sie sind hübsch, häuslich, wohlerzogen, anspruchslos, begabt. Warum können sie keinen Mann finden? Ja, ihre Eigenschaften werden wohl anerkannt, aber „sie haben eben kein Glück in der Liebe“.

Wir wollen es uns nicht verhehlen, es gehört unbedingt auch ein gutes Aeußere dazu, doch ist das nicht das Maßgebende.

Es läßt sich eben hier kein Schema aufstellen; jeder Mann ist anders und muß daher individuell genommen werden.

Auf alle Fälle steht fest: Wir sind von der Natur stiefmütterlich behandelt worden, und die Herren der Schöpfung können es sich eben leisten, anspruchsvoll zu sein. Habe ich euch jetzt aus der Seele gesprochen, liebe Mitschwestern?

Isabella.

Die praktische Hausfrau.

f. **Ein Ei als Haarwaschmittel.** Man nimmt ein gewöhnliches Hühnerei, schlägt es mit dem Eiweiß in eine Schlüssel heißes Wasser und schlägt dann das Wasser mit einem Löffel so lange, bis es schaumig ist. Nachdem man die Haare und die Kopfhaut mit diesem vorzüglichen Mittel, das nicht nur Haar und Haut reinigt, sondern auch Nährstoffe zuträgt, gewaschen hat, spült man mit reinem, warmem Wasser und zuletzt mit kaltem Wasser nach.

f. **Von der Magermilch.** Acht Liter Magermilch enthalten den gleichen Nährwert wie ein Pfund Rindfleisch. Leider wird die Magermilch noch viel zu gering in allen Bevölkerungsschichten eingeschätzt, und doch ist sie das billigste Milchprodukt. Für Kinder besonders ist der Genuß von Magermilch außerordentlich wertvoll, da sie vom kindlichen Magen gut vertragen und ausgiebig verwertet wird.

f. **Zum Gelingen eines guten Gebäcks** ist die richtige Verteilung der Hitze in der Bratröhre die Hauptsache. Wie oft ist die Oberhitze zu stark, die Unterhitze zu schwach, und der Kuchen mißrät. Eine gleichmäßige Temperatur erzielt man dadurch, daß man sich eine etwa drei Zentimeter hohe, viereckige Sandkiste aus Blech anfertigen läßt, die man bis an den Rand mit Sand füllt. Diese Sandkiste kann fast die ganze Bodenfläche der Bratröhre einnehmen, sie sichert gleichmäßige Unterhitze.

Für die Küche.

f. **Geflügelkoteletts.** Reste irgendwelchen Geflügels gibt man durch die Fleischmaschine, mischt sie mit gewiegten Champignons, etwas hellem Schwitzmehl, 1 Glas Wein, Fleischextrakt, zwei Eigelb, Salz, Pfeffer, Zitronensaft, nimmt gleichmäßig große Stücke davon, formt sie in einer Sülzkotelettform oder mit der Hand, paniert sie zweimal in Ei und geriebener Semmel und bäckt sie in heißem Fettbade goldbraun.

f. **Brombeerauflauf.** Brombeeren werden roh mit Zucker in eine feuerfeste, gebutterte Backform gegeben. Restlicher Milchreis daumendick darübergestrichen und eine Schaumomelettemasse darübergegeben: vier Eidotter mit drei Eßlöffel lauer Milch, ein wenig Salz und einen gestrichenen Eßlöffel Mondamin quirlen, den steifen Eierschnee dazu und sogleich in die Form füllen, in heißer Röhre backen. Für das Omelett ist zwei Finger breit Platz zu lassen. Sogleich mit Zucker bestreuen und auftragen.

f. **Honigersatz aus Hagebutten.** Einen sehr gesunden, wohlschmeckenden Brotaufstrich liefern uns die wildwachsenden Hagebutten, der im Geschmack echtem Bienenhonig kaum nachsteht. Die Früchte müssen gut reif sein, möglichst schon einen Frost bekommen haben, wodurch sie bedeutend süßer sind. Man entfernt von ihnen nur die schwarzen Blüten und Stiele, läßt die Früchte ganz. Man rechnet auf ein Liter Hagebutten zwei Liter Wasser, kocht sie damit etwa ½ Stunde und stellt sie zum völligen Garwerden über Nacht in die Kochkiste. Der Saft wird durch ein Tuch geseiht, wobei jedes Pressen der Fruchtmasse zu vermeiden ist, damit der Saft ganz klar bleibt. Den gewonnenen Saft, der eine schöne Goldfarbe und einen feinen Vanilleduft zeigt, kocht man nur mit Zucker — auf ½ Liter Saft 350 Gramm Zucker — zu Honigdicke ein. Der sich bildende Schaum wird sauber abgeschöpft, der Fruchthonig in kleine Glaskrausen gefüllt und mit Pergamentpapier zugebunden. Die im Tuch bleibende Fruchtmasse wird zu Suppen oder Tunken verwertet.

Modenbeilage „Mode vom Tage“

Verlags-Schnittmuster nur für Abonnenten. Kostüme und Kleider 90 Pf., Blusen, Röcke, Kindergarderobe und Wäsche 70 Pf. Zu beziehen durch die Geschäftsstelle.

Die neuen Herbstmäntel!



639 640 a 640 b 641 642 643 644

639. Den Ansatz der glatten Bluse an den Rock mit gegenseitiger Falte in der vorderen Mitte decken zwei übereinandergreifende Schrägblenden. Eine gleich breite Blende teilt das Blusenvorderteil boleroartig und verläuft in der Seitennaht.

640a. Dreiteiliges Complet. Die Rockvorderbahn zeigt zwei breite Quetschfalten. Der pelzbesetzte Mantel aus gleichem Stoff. Gegenseitige Falten statten die Vorderbahnen aus und werden bis zur Brusthöhe gesteppt, von hier bis zum unteren Rand festgebügelt und durch einen Gürtel, der den Seitennähten zwischengeschoben wird, gehalten. Der Rücken ist glatt und leicht glockig.

640b. Kurzes Jäckchen, mit schmalem Schalkragen, linksseitig mit einer schräg eingeschlitzten Tasche ausgestattet. Eingesetzte Jackenärmel, den Verschluß vermitteln zwei Knöpfe.

641. Abendkleid aus Crêpe Satin. Zum Blusenvorderteil wurde die Seide streifenartig matt und glänzend verarbeitet, der Blusenrücken ist glatt, er harmoniert in der Seide mit dem Rock. Abstechend ist der Gürtel mit angeschnittenem, unten zipfelig auslaufendem Glockenteil.

642. Ulster, weit geschnitten, aus flauschigem Stoff mit Raglanärmel, Pelzbesatz und schräg eingeschlitzten Taschen.

643. Einfaches Kleid aus apart gemustertem Stoff, mit schräg verlaufendem Schluß. Den Verschluß der weit übereinandergreifenden Vorderbahnen vermitteln Bindebänder oder eine Agraffe.

644. Eleganter Samtmantel mit Pelz reich besetzt. Die Vorderbahnen sind geteilt, die obere Rückenhälfte wird leicht blusig gehalten.

Ein Vorgeschmack kommender Freuden für Herbst und Winter. — Flauschige Fischgrätstoffe in ruhigem Grau mit reichem Pelzbesatz für weit geschnittene Vormittagsulster. — Der Ueberschlagmantel kehrt wieder: Samt in Verbindung mit Pelzverbrämung verweist ihn in die nachmittägliche Teestunde. — Mantel und Kleid verdrängen das Kostüm. — Schräg verlaufende Effekte an den Leibchen schlichter Kleider wirken neu und interessant. — Vierteilige Complets sind praktisch und effektvoll. — Abendkleider mit einfachen Leibchen zeigen den neuen, weiteren und zipflig geschnittenen Rock. — Verarbeitung von stumpfen und glänzendem Material wirkt sehr elegant.

„Ja, das verstehe ich nicht!“ meinte der alte Professor B., den ich in der Straßenbahn getroffen hatte. „Sie sind doch wirklich eine kluge Frau. Und doch gehen Sie zur Modenschau? Wozu eigentlich? Was ich so gehört habe, läßt mir solch eine Veranstaltung als höchst überflüssig erscheinen; in diesen Salons kostet doch ein Kleid mehr, als ein vernünftiger Mensch dafür anlegen wird und dann — was Mode ist, das sehen Sie doch viel bequemer in den vielen einschlägigen Zeitschriften und in den Zeitungen. Wozu also Modenschau?“ Mein alter, guter Freund redete sich geradezu in Feuer. Aber trotz seines ehrwürdigen Alters und seiner weitberühmten Gelahrtheit mußte ich ihm widersprechen: „Lieber Herr Professor, eine Frage, waren Sie schon einmal bei einer Modenschau?“ Sein Blick drückte entsetztes Staunen über die Zumutung aus, also konnte ich ausnahmsweise einmal ihn belehren. Der gute, alte Herr wußte ja gar nicht, wie wichtig für alle Beteiligten die vielen, vielen Modeschauen sind, die man in diesen Tagen in unserer Reichshauptstadt genau so gut wie in allen anderen größeren und kleineren Städten veranstaltet. Natürlich kann eine Frau viel aus Bild und geschriebenem Wort über die kommenden Ereignisse der Mode herauslesen, aber einen ganz einwandfreien Eindruck gibt doch erst das Modell, das ein schlankes Mannequin vorführt. Gerade unsere Mode ist ja ganz auf Bewegung gestellt und will durch das Fließen und Schwingen der Linien wirken, die auch der Stift des genialsten Zeichners nicht in ihrer Mannigfaltigkeit wiedergeben kann. Natürlich wird keine Frau von ehrlicher Selbstkritik nun bedingungslos gerade das Kleid für sich ersehnen, das die raffinierte Vorführungskunst der geschulten „Vorführdame“, wie man das Mannequin offiziell nennt, in verlockendster Gestalt präsentiert. Selbst wenn der Preis erschwinglich ist, es ist ja ein Aberglaube, daß nur Luxuskleider für Krösus-Gattinnen gezeigt werden, man sieht im Gegenteil viel mehr recht wohlfeile Gebrauchsmodelle, entscheidet ja bei geschmackvollen Damen letzten Endes immer die Frage: „Wird dies berückende Modell denn überhaupt zu meiner Erscheinung passen?“ Mein Freund, der Professor, irrte, wenn er glaubte, Frauen besuchten Modeschauen in der Absicht, Kleider zu kaufen. Der Kleiderkünstler, der seine neuesten Schöpfungen bei einer Tasse Tee der begeisterten Damenwelt zeigt, weiß sehr genau, daß nicht jede im Kreise eine Käuferin ist, er weiß sogar sehr gut, daß er manches Detail, in schlaflosen Nächten mühevoll ersonnen, eines Tages an Kleidern wiedersehen wird, die bestimmt nicht ihm, sondern dem guten Gedächtnis und der emsigen Nadel der Trägerin selbst ihre Entstehung verdanken. Aber er weiß ebenso gut, daß die Modeschau das Examen seines Könnens ist, bei dem er immer wieder zu beweisen hat, daß er Frauen geschmackvoll und vornehm anzuziehen versteht. Und dann weiß er — aus erfreulicher Erfahrung — daß in all dem Schönen, was er zeigt, ein gewaltiger Anreiz steckt: aus so mancher Kundin, die nur um zu sehen kam, ist schon eine regelmäßig kaufende Kundin geworden. Es ist so eine Art stillschweigenden Abkommens zwischen den Damen und den Modehäusern geworden: Modeschauen sind Paraden — die ersten Schlachten des Verkaufs folgen meist erst später.

Und was meinen Professor — ich habe ihn nämlich schonungslos trotz ängstlichsten Protestes in eine unserer erlesensten Modeschauen mitgeschleppt — in seinem pädagogischen Herzen am meisten erfreute, war die Erkenntnis, daß Modeschauen der beste Anschauungsunterricht sind. Unter meiner sachkundigen Anleitung begriff er, daß man schon nach einigen derartiger Veranstaltungen ziemlich genau prophezeien kann, wohin die Mode will. Als galanter Mann mußte er zugeben, daß das für den Seelenfrieden einer Dame unbedingt notwendig ist. Er behauptete zwar zum Schluß, ihm sei „von allem dem so dumm, als ging ihm ein Mühlrad im Kopf herum“ — er ist einer unserer besten Faustforscher — aber er bemühte sich, meinen Andeutungen zu folgen. Er begriff sehr gut, daß die neuen Ulsterformen nach dem Gesetz der Zweckmäßigkeit erdacht sind: sehr weit und füllig geschnitten, aus flauschigen Fischgrätstoffen in ruhigem Grau, mit schmalem Stoffgürtel und bequemen Taschen, in die man die frierenden Hände stecken kann, und mit breitem, in Ton gefärbtem Pelzbesatz an Kragen und Aermelstulpen. Selbstverständlich leuchtete ihm dann auch ein, daß man solche sportlich-sachlichen Mäntel nicht in den offizielleren Stunden der nachmittäglichen Teezeit tragen kann, sondern dafür lieber den eng anliegenden, ganz weit herübergeschlagenen Mantel aus dunklem Samt wählt, der im Oberteil ein klein wenig locker gearbeitet wird, um die berühmte, noch immer schicke blusende Linie herauszubekommen. Ich brauchte seinem geschulten Verstande natürlich dabei auch gar nicht zu sagen, daß der reiche Pelzbesatz ebenso dekorativ wie winterlich zeitgemäß sei. Seine etwas entsetzte Frage, ob solche Pelzverbrämungen nicht arg teuer seien, konnte ich als „Kennerin“ mühelos beantworten: Edelpelze sind schon lange so teuer, daß unsere Kürschner seit geraumer Zeit Zauberkünstler wurden, die aus dem braven „Stallhasen“, dem Kaninchen, die phantastisch gefärbten Tiere mit den klangvollsten Namen machten, unter denen sich eben nur der Fachmann etwas vorstellen kann. In der kurzen Zeit modischen Anschauungsunterrichts gelang es mir sogar, meinem würdigen Begleiter klarzumachen, daß gerade in der gewollten Schlichtheit glatter Blusenkleidchen ein unerhörter Reiz nur durch den schräg verlaufenden Schluß — vom kleinen Krägelchen zur linken Hüfte — geschaffen werden kann, wenn dieser Schluß in einer Seidenbandschleife ausläuft, die ihr Widerspiel in dem zipfligen Schnitt des Rockes findet. Selbst die reizende Nuancierung dieser Modelle, kurz stickereiartig eingewebte Muster entging ihm nicht. Nur als ich mit den Begriffen „Georgettekrepp, Crêpe de Chine, Velours de laine, Kasha, Mouslikasha, Crêpe satin“, und dann gar mit den Farbennamen „Ibis, Zimt, Luchs, Blau, Grau und Schwarz“ zu jonglieren begann, bat er um Nachsicht. Dafür aber fand der Begriff des „Complet“ seine vollste Billigung. Er verstand, daß in dem Streben, schlichten Blusen mit tief ausgeschnittenen Jacken zu Röcken im Ton der Bluse als viertes einen pelzbesetzten Mantel zu geben, das Streben nach vollendeter Harmonie liegt und zugleich eine Fülle von Verwendungsmöglichkeiten im Wechsel der Zusammenstellung gegeben ist, der auch sparsamen Hausvätern gestattet, die teure Gattin stets abwechslungsreich gekleidet zu sehen. Und als schließlich die Parade der Abendkleider begann, die alle die Tendenz zeigen, am Leibchen recht schlicht zu wirken, dafür aber den Rock durch zipflige Teile abwechslungsreich und interessant zu gestalten, als unter den vielen reizvollen Schöpfungen ein Modell vorüberschwebte, dessen Schick nur in der streifenartig aufsteigenden Verarbeitung matter und glänzender Seide bestand — ich könnte es mir auch im Wechsel von Samt und gleißender Seide gut vorstellen — da erklärte mir mein Professor-Freund, daß diese beinahe antik anmutende Einfachheit doch das Allerschönste der Mode sei. Nun, vielleicht hat er Recht? Jedenfalls war er aus einem Saulus zum Paulus geworden, und das beweist, daß unsere kommende Herbst- und Wintermode auf dem rechten Wege ist. Denn einen Mann der Wissenschaft davon zu überzeugen, daß Modenschauen reizvolle und belehrende Schauspiele sind, das ist eine gewaltige Leistung.

Radio u. Bastler-Ecke.



Funkpeilung

Von Kurt Salmann.

Die drahtlose Telephonie, einst als eine Spielerei belächelt und auch heute noch von einigen ganz „Klugen“ nicht ernst genommen, ist eine Macht geworden, die ihre größte Verbreitung wohl im sogenannten Unterhaltungsrundfunk und im wirtschaftlichen Funkdienst findet, deren segensreichste Wirkung sich aber in der Orientierungserleichterung von Flugzeugen und Schiffen in Nacht und Nebel oder auf offenem Meere offenbart und ihre Krönung erfährt in der Möglichkeit, dort Hilfe herbeizurufen, wo sonst auf den rettenden Zufall vertraut werden mußte.

Während diese letztgenannte Anwendungsmöglichkeit des Funks bereits längere Zeit allgemein bekannt ist, — und besonders durch das furchtbare Drama des „Titanic“-Unterganges im Jahre 1912, bei dem die drahtlosen S—O—S-Rufe eine große Rolle spielten, populär wurde, — ist die Funkpeilung, durch die sich Schiffs- und Flugzeugführer genau orientieren können, erst in den letzten Jahren zu einer stärkeren Entwicklung gekommen und dem breiten Publikum noch nicht so sehr bekannt. Die Berichte über die Ozeanflüge jedoch erwähnen häufig die Funkpeilung und lassen es wünschenswert erscheinen, das Wesen dieser Orientierungsmöglichkeit zu erklären.

Wenn auch der Wert der Funkpeilung ständig betont wird, hat nur das letzte der drei amerikanischen Flugzeuge, die den Ozean überquerten, eine Funkanlage mit sich geführt, und dieses letzte von Byrd geführte Flugzeug hat sich trotzdem verflogen. Es gibt genug Leute, die daraus den Schluß ziehen zu müssen glauben, daß die Funkpeilung also doch nicht so brauchbar und für die Flieger wertvoll sei. Der Kompaß, nach dem man sich solange orientierte, genüge vollauf. Das ist jedoch leider nicht der Fall. Gerade die erwähnten Flüge, da wir nun schon einmal die Ozeanflüge als Beispiel anführen, haben gezeigt, daß man sich nicht unbedingt auf einen Kompaß verlassen kann. Es können an ihm Störungen auftreten, die jede Orientierung unmöglich machen. Aber — so könnte man sagen — auch Byrds Funkpeilung hat versagt. Das ist indessen ein Irrtum; nicht das Instrument hat versagt, sondern die Menschen, die es bedienten. Die Organisation hat nicht geklappt. Von allen Seiten hat man das Flugzeug angerufen, und es ist klar, daß aus diesem Durcheinander von Stimmen der aufnehmende Funker nicht klug werden konnte. Auf der anderen Seite hätte ein Anruf von seiten des Flugzeuges auf der vorgesehenen Welle von 680 Meter genügen können, um die vielen rufenden Stationen zur Einstellung der Sendungen zu bewegen und nur eine gewünschte Station arbeiten zu lassen. Mit dem Mißerfolg dieser Funkpeilung, die durch zu großen Eifer verursacht war, ist also keineswegs bewiesen, daß die Funkpeilung überhaupt nicht von Nutzen sei. Für den Wert der Peilung sprechen schon allein die vielen Erfolge, die man mit ihr bisher bei den Ueberlandflügen in der Nacht erzielt hat. Wir stehen daher nicht an, zu behaupten, daß ein sicherer Transozeanflugverkehr ohne Funkpeilung und der sich daraus ergebenden Sicherungssteigerung unmöglich ist. Wenn verwegene Flieger, deren Ziel ein sportlicher Rekord war und ist, auf die Mitnahme einer Funkanlage, deren Gewicht allerdings nicht gering ist, zu Gunsten einiger Kilo Brennstoff verzichten, so sagt das nicht das Geringste gegen den Wert dieser Funkpeilung. Die von Deutschland aus geplanten Amerikaflüge werden jedenfalls durch Funkanlagen gesichert werden, weil die Flieger es unbedingt für nötig halten, den Beweis dafür zu erbringen, daß ein Transozeanflug eine durchaus sichere Verkehrsangelegenheit sein kann und nicht nur ein tollkühnes Bravourstückchen.

Bei der Funkpeilung — mag es sich um Schiffe oder Flugzeuge handeln, die sich zu orientieren wünschen — sind zwei Arten zu unterscheiden: die Eigen- und Fremdpeilung. Die letztere ist leichter durchzuführen, da hierbei der Standort nicht vom Fahrzeug selbst bestimmt wird, sondern durch zwei feste Stationen, die dem Fahrzeuge Nachricht über den Standort geben. Für diese Art der Peilung ist nur eine einfache hängende Antenne erforderlich — wie sei meist von den Landflugzeugen mit geführt wird. Der Funker bittet zunächst zwei Stationen, ihn anzupeilen, dann sendet er selbst irgend einen belanglosen Text, den sogenannten Klartext. Die beiden Stationen auf dem Festlande stellen nun ihre Rahmenantennen auf größte Lautstärke ein. Die Stellung der Rahmenfläche ergibt die Richtungslinie, auf der sich das sendende Fahrzeug befinden muß. Dort, wo sich die von den beiden Stationen gefundenen Richtungslinien schneiden, muß sich also der Standort des Fahrzeuges befinden. Dieser Ort wird durch Funkspruch dem Funker angegeben, nachdem sich die beiden Stationen durch Kabelleitungen miteinander verständigt hatten. Wiederholt man diese Peilung nach einigen Minuten, so läßt sich leicht damit die Fahrtrichtung des Flugzeuges feststellen. Diese Fremdpeilung wird in Deutschland vor allem von den Landflugzeugen ausgeführt, da diese mit ihrer hängenden Antenne, die nur während des Fluges ausgerollt wird, selbst nicht anpeilen können. Die Wasserflugzeuge dagegen haben eine Rahmenantenne und können damit auch Eigenpeilung ausführen. Der Vorgang bei dieser Peilungsart entspricht dem der Fremdpeilung, nur daß hierbei umgekehrt verfahren wird. Der Funker peilt eine Station an, deren geographische Lage ihm aus der Karte bekannt ist. Hat er die größte Lautstärke eingestellt, so kann er die Richtungslinie vom Peilrahmen bequem ablesen und in die Karte eintragen. Danach peilt er eine zweite Station an, deren Richtungslinie sich mit der zuerst gefundenen schneidet. Auf diese Weise wird der Standort festgelegt. Genau wie bei der Fremdpeilung wird dann einiger Zeit die Fahrtrichtung durch nochmaliges Peilen festgestellt.

Die Verständigung mit den Stationen erfolgt für alle Flugzeuge auf Welle 900 Meter im direkten Sprechverkehr, obwohl beim Telegraphieverkehr das Einstellen auf größte Lautstärke dank der gleichmäßigen Sendelautstärke leichter ist. Dafür läßt sich aber der Sprechverkehr schneller abwickeln und ist auch von dem weniger geübten Funker leichter auszuführen.

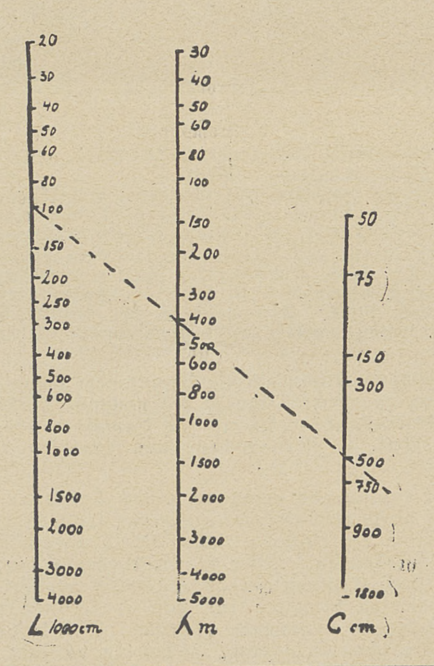
Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die Funkpeilung eine ziemlich große Genauigkeit gewährleistet, so daß sich nur eine Differenz von höchstens wei bis drei Kilometern ergibt, auch wenn z. B. ein Flugzeug nur nach Funkpeilung fliegen sollte, was allerdings nur in den ungünstigsten Fällen vorkommen dürfte. Die sich in diesem Falle ergebende Abweichung ist ohne Belang, wenn der Landungsplatz oder der Bestimmungshafen genügend gekennzeichnet ist, um ihn auch bei nebligem oder unsichtigem Wetter nicht zu verfehlen.

Eine praktische Vergleichungstabelle.

Es ist nicht eines jeden Bastlers Sache, große Rechnungen anzustellen, wenn er auch durch Versuche zum gewünschten Ziele kommen kann. Das trifft zum Beispiel für die Feststellung der für eine bestimmte Wellenlänge besten Abstimmelemente zu. Gerade die hierzu gebrauchten Werte sind nur recht schwer zu errechnen, so daß die nachfolgend wiedergegebene Tabelle, aus der sich schnell und leicht die Abmessungen der einzelnen für die Abstimmung notwendigen Elemente ablesen lassen, zweifellos viel Beifall finden wird.

Die Abstimmung erfolgt bekanntlich in einem Rundfunkgerät meist durch Kondensatoren und Spulen, abgesehen von den Schaltungen, bei denen nur Spulen in Form von Variometern oder Schiebespulen Verwendung finden. Die Kapazität und die Selbstinduktion bestimmen die empfangene Wellenlänge, obwohl natürliche Antenne und Zuleitung, wie auch die sonstigen Einzelteile des Gerätes nicht ohne Einfluß sind. Sie lassen sich aber nur sehr schwer errechnen, und werden am besten nur durch Messungen festgestellt. Diese Nebeneinflüsse sind jedoch nicht sehr bedeutend, so daß die durch die Tabelle gefundenen Resultate vollkommen genügen, um die bestmöglichen Empfangsresultate zu erzielen, soweit diese eben von der Möglichkeit einer sauberen Abstimmung abhängig sind.

Um die Tabelle benutzen zu können, fertigen wir uns zunächst ein sogenanntes Indexlineal an, indem wir einen Streifen durchsichtigen Zelluloids mit einem Markierungsstrich über seine ganze Länge versehen, so daß wir bequem die Zahlen der Tabelke ablesen können. Wenn wir ein solches Lineal nicht selbst herstellen können, oder wollen, so können wir es uns auch in jedem Zeichenwarengeschäft für weniges Geld kaufen. Zur Not genügt auch ein gewöhnliches Lineal oder ein Streifen Papier.



Die Benutzung der Tabelle ist ganz einfach: aus den zwei uns bekannten Größen läßt sich leicht die dritte finden, wenn wir die zwei bekannten Größen durch eine Gerade miteinander verbinden. Die dritte, gesuchte Größe, ist dann durch den Schnittpunkt der gelegenen Geraden — oder deren Verlängerung — mit der senkrechten Skala für die unbekannte Größe bestimmt.

Wir wollen zum Beispiel mit unserem Drehkondensator, der eine Höchstkapazität von 500 Zentimetern hat, die Welle 400 Meter empfangen, und möchten nun die Selbstinduktion der hierfür zu verwendenden Spule wissen. Legen wir unser Lineal so auf das Nomogram — so nennt man eine solche Darstellung —, daß die Markierungslinie die Punkte 500 auf der Kapazitätsskala C Zentimeter und 400 auf der Wellenlängenskala verbindet, so finden wir als Schnittpunkt der Markierungslinie des Lineals mit der Skala für die Selbstinduktion L den Punkt 100. Diese Zahl muß nun noch mit 1000 multipliziert werden und ergibt nunmehr als Ergebnis eine Selbstinduktion von 100.000 Zentimetern. Allerdings wird wohl kaum eine Spule vorhanden sein, die genau eine Selbstinduktion von 100.000 Zentimetern hat, aber das ist auch gar nicht nötig, denn wir haben durch unseren Drehkondensator ja eine Nachregulierungsmöglichkeit. Außerdem aber ist es auch gar nicht erwünscht, die Endkapazität des Kondensators zu erreichen, sondern wir wollen noch eine Nachstimmöglichkeit haben. Eine Spule mit etwas größerer als der errechneten Selbstinduktion wird also immer die besten Dienste leisten.

Ebenso wie man aus der Tabelle die Selbstinduktion findet, kann man auch die Kapazität oder die Wellenlänge feststellen. Zwischenwerte lassen sich leicht abschätzen, spielen im übrigen aber auch — wie wir bereits oben sagten — keine große Rolle, so daß sich trotz kleiner Abweichungen ein gutes Empfangsergebnis erzielen lassen wird.

Fragen und Antworten.

M. R. Frage: Woran kann man schon äußerlich bei einem Akkumulator die positiven und negativen Platten unterscheiden? An einem Akkumulator sind die Bezeichnungen verwischt, so daß ich nicht weiß, wo ich die Ladeleitung anschließen soll. —

Antwort. Im geladenen Zustande haben die positiven Platten des Akkumulators eine dunkelbraune Farbe, die negativen Platten sehen hellgrau aus. Ist der Akkumulator entladen, so sind die positiven Platten rötlich-braun, die negativen dunkelgrau.

TECHNISCHE RUNDSCHAU

Ein neuer Flugzeugtyp.

Die Focke-Wulf „Ente".

Auf dem Flughafen Bremen wurde in diesen Tagen ein neuer Flugzeugtyp eingeflogen, der zum ersten Male seit anderthalb Jahrzehnten eine völlige Umwälzung und einen entscheidenden Fortschritt gegenüber der bisherigen Flugzeugform, die letzten Endes vom Vogel stammt, bedeutet.

Die Focke-Wulf „Ente" stellt die bisherigen Verhältnisse buchstäblich auf den Kopf. Für den Zuschauer entsteht vollkommen der Eindruck, als flöge das Flugzeug rückwärts, da der große Hauptflügel mit den beiden 75 PS. Siemens-Motoren hinten, die bisherigen „Schwanz"-Flossen und Steuerorgane dagegen vorn liegen.

Das Flugzeug läßt sich grundsätzlich infolge seiner Anordnung nicht überziehen, d. h. auch durch die größten Fehler des Führers nicht in jenen gefährlichen Zustand bringen, der heute noch vielleicht drei Viertel aller gefährlichen Abstürze verursacht. Die Maschine kann sich ferner bei Start und Landung unmöglich überschlagen, da anstatt des nach hinten ragenden Schwanzes ein weit nach vorn ausladender „Hals" vorhanden ist. Aus diesem Grunde läßt sich das Flugzeug auch am Boden ohne Ueberschlaggefahr bremsen, was von größter Bedeutung auf engbegrenzten Plätzen ist. Aber selbst beim Anrennen an Hindernisse oder sonstigen Zufällen sind die Insassen, da sie weit hinten sitzen, viel besser geschützt, als bei dem üblichen Flugzeugtyp.

Der erste Flug, dem nur wenige eingeweihte Fachleute und Laien beiwohnten, gestaltete sich sehr eindrucksvoll. Unter persönlicher Führung von Direktor Wulf erhob sich das Flugzeug nach dem üblichen Anlauf zum Erstaunen aller Anwesenden leicht vom Boden, als handle es sich um einen gewöhnlichen Probeflug, stieg gleichmäßig höher und höher, wendete in weitem Bogen und flog, seine höchst merkwürdige Silhouette deutlich zeigend, schon 250 Meter hoch über die Zuschauer hinweg. In diesem Augenblick hob Direktor Wulf beide Arme hoch und winkte, um auf diese Weise sinnfällig die hohe Stabilität des neuen Flugzeuges zu zeigen. In mehreren Kurven und Runden überflog er noch die Gegend seiner Wohnung, um die Maschine auch seinen Angehörigen vorzuführen, und landete dann mit schon eintretender Dämmerung so sanft und glatt, als habe er das Flugzeug seit Monaten geflogen. Die von dem sofortigen Erfolg aufs höchste überraschten Zuschauer beglückwünschten die beiden Konstrukteure Focke und Wulf aufs Lebhafteste.

Interessant ist, daß die Ideen zu dieser Neukonstruktion bis ins Jahr 1908 zurückreichen, wo Focke mit seinem Bruder Wilhelm zusammen das erste Patent auf den „Ententyp" erhielt und auch die ersten praktischen Versuche ausgeführt wurden.

Bildübertragung durch Kabel.

In Amerika erfreut sich in letzter Zeit eine neue Methode der telegraphischen Bildübermittlung großer Beliebtheit und außerordentlichen Erfolges. Es handelt sich um das sogenannte Bartlene-System, das von Barthomomew und Mc Farlane ausgearbeitet wurde, und die Uebertragung von Photographien aller Art in kurzer Zeit durch Kabel erlaubt.

Der Vorgang dieser Uebermittelung ist sehr schwierig, aber recht interessant. Im wesentlichen ist es die Uebertragung einer Photographie auf einen Telegraphenstreifen und die Rückwandlung in eine Photographie.

Die Photographie wird zu diesem Zwecke auf Metallblätter gedruckt, um die Tonverschiedenheiten herauszubekommen. Es werden fünf Drucke verschiedener Dichte von demselben Negativ genommen. Die Drucke geben die verbindenden oder sich absondernden Stellen der Photographie, je nach Licht und Schatten wieder. Die Metalldrucke werden nun auf einer Anzahl rotierender Zylinder angebracht, von denen jeder eine elektrisch verbundene Nadel besitzt, ähnlich wie beim Phonograph. Diese Nadeln wieder stehen in elektrischer Verbindung mit je einem Bandperforator, wie er bei der Telegraphie verwendet wird. Während nun die Zylinder laufen, ergeben die Durchlöcherungen des Telegraphenbandes auf fünffache Weise das umgeformte Bild. „Telegraphisch" geht dann das Bild über das Kabel nach dem gewünschten Empfangsort. Die hier aufgefangenen Zeichen werden wieder auf Bänder gebracht und diese Bänder geben durch die Bartlane-Reproduktionsmaschine, die, vermöge einer starken Lichtprojektion durch die Perforationen der Bänder wieder einen Film aufbaut der das übersandte Bild widergibt.

Ein Haus der Technik in Essen.

Die technisch-wissenschaftlichen Vereine und die Stadt Essen werden in allernächster Zeit ein großes Gebäude errichten, in dem durch fachwissenschaftliche Vorträge, Arbeitsgemeinschaften und andere Veranstaltungen für die wissenschaftliche Fortbildung der in der Praxis stehenden Techniker gesorgt werden soll. Es ist ein Abkommen mit den Technischen Hochschulen in Aachen und Hannover, mit der Universität in Münster und anderen Hochschulen getroffen worden, um diese Einrichtung, die sich auf das Gesamtgebiet der Technik und ihrer benachbarten Zweige, der Naturwissenschaft, des Wirtschaftswesens und der höheren Gewerbekunde erstreckt, dauernd in lebendiger Verbindung mit den Hochschullehrern zu halten. Diese werden in Essen Vorträge und andere Veranstaltungen abhalten. Man hofft, das neue Haus der Technik bei der Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure 1928 einweihen zu können. Es ist weiter geplant, neben den engeren technischen Fachgebieten des Maschinenbaues, der Technologie, des Berg- und Hüttenwesens, der Gastechnik, der Elektrotechnik, des Verkehrs- und Bauwesens auch die verwandten mathematisch-physikalischen Disziplinen zu pflegen und diejenigen Gebiete der Naturwissenschaft, die als Grenzgebiete heute auch für wissenschaftliche Techniker wichtig geworden sind. Weiterhin wird auch das Gebiet der Wirtschaft, soweit es sich um die wirtschaftliche Fortbildung des Technikers im weitesten Sinne des Wortes handelt, gepflegt werden, einschließlich der Auslandskunde und des gewerblichen Rechtsschutzes.

Neue Methoden im Heizkraftwerk.

Eines der wichtigsten Schlagworte unserer Zeit heißt „Sparen"; auch ein moderner Großbetrieb muß sparen, wo und wie es immer möglich ist. Die Transformatoren-Fabrikation erfordert eine vielseitige Verwendung von Dampf zu Heiz- und Kochzwecken, z. B. für die Herstellung von Isoliermaterialien, Befreiung des Transformatorenöls von Wasser, Trocknen von Hölzern u. a. m.

Früher erzeugte man hierzu Dampf von 6 bis 10 atü, der an der Verbrauchsstelle durch Reduzier-Ventile auf einen der Fabrikations-Temperatur entsprechenden Druck gedrosselt wurde. Dies ist jedoch unwirtschaftlich, da zur Erzeugung von Dampf höherer Spannung nur ein geringer Mehrbedarf an Kohle aufzuwenden ist. Dieser Mehraufwand spielt jedoch keine Rolle im Verhältnis zu dem Nutzen, der aus dem Hochdruckdampf gezogen werden kann. Man läßt den von dem Kessel kommenden Frischdampf zuerst in Wärmekraftmaschinen Arbeit leisten, um ihn dann mit geringerer Spannung für Heizzwecke zu verwenden. Kraftwerke, die nach diesem Prinzip arbeiten, nennt man „Heizkraftwerke". Je nach dem Standpunkt, von dem man ausgeht, wird entweder die Kraft oder die Wärme als „Abfallenergie" gewonnen.

In der Transformatorenfabrik der AEG. sind die für Kochzwecke benötigten Dampfmengen im Sommer und Winter ziemlich gleich; im Winter kommt hierzu noch eine etwa gleich große Dampfmenge für Raumheizung. Die Verhältnisse waren daher für die Errichtung eines Heizkraftwerkes günstig. Ein solches nach den letzten technischen Errungenschaften eingerichtetes Kraftwerk ist kürzlich dem Betrieb übergeben worden. Der Dampf wird in zwei Kesselanlagen erzeugt; die alte, jetzt nur noch im Winter benutzte Anlage liefert Dampf von 13 atü und 280 Grad, die neuerrichtete Anlage arbeitet mit 33 atü Betriebsdruck und 415 Grad Dampftemperatur. Die Kessel der neuen Anlage haben AEG.-Kohlenstaubfeuerung.

Der Dampf wird zunächst in einer Dampfturbine zur Stromerzeugung ausgenützt; da für Koch- und Heizzwecke Dampf von 2 bis 10 atü erforderlich ist, wurde eine zweigehäusige AEG-Anzapf-Gegendruck-Turbine gewählt, d. h. also ein Aggregat, dem an einer Stelle Dampf von entsprechender Spannung entnommen werden kann, während der der Maschine vollständig durchströmende Dampf nicht wie sonst üblich in einem Kondensator niedergeschlagen wird, sondern ebenfalls mit niedriger Spannung in das Heiznetz gelangt. Der Dampf von 33 atü wird im ersten Gehäuse auf 12 atü entspannt, hier wird dann ein Teil des Dampfes entnommen („angezapft") und zu den Fabrikationsstätten geleitet. Der Rest arbeitet noch im zweiten Gehäuse der Turbine, wird hier auf 2 atü entspannt und dann teils zur Fabrikation, teils zu Heizzwecken verwendet. Die Dampfturbine, die mit 7000 U/min läuft, ist über ein Zahnradvorgelege mit einem Drehstromgenerator gekuppelt, der eine Höchstleistung von 1450 kW bei 3000 U/min aufweist. Der erzeugte Strom dient zum Antrieb der Fabrikationsmaschinen. Im Winter kann ein etwa auftretender Stromüberschuß an das Kabelwerk Oberspree der AEG abgegeben werden. Die Anlage ist an das Netz der Bewag angeschlossen, aus dem ständig ein Teil des Strombedarfs gedeckt wird.

Durch die Kohlenmahlanlage wird die Kohle teils aus Schiffen, teils aus Waggons entladen und auf dem Lagerplatz gespeichert oder in die Rohkohlenbunker gefüllt; die Leistung der Entlade-Anlage beträgt 25 t/h. In der Kohlen-Aufbewahrungsanlage wird die Kohle zunächst in einem Rauchgas-Trockner getrocknet, hierauf von zwei Ringwalzenmühlen gemahlen, pneumatisch auf die nötige Feinheit gesichtet und als fertiger Staub dem Kohlenstaubbunker zugeführt. Aus diesem entnehmen zwei Kohlenstaubpumpen den Staub und fördern ihn durch eine 125 Meter lange Rohrleitung nach den Kohlenstaubbunkern im Kesselhaus. Zwei stehende AEG-Kompressoren erzeugen Druckluft für den Betrieb der Kohlenstaubpumpen.

Das neue Kesselhaus enthält zwei Sektional-Schrägrohrkessel von je 250 m² Heizfläche mit 33 atü Betriebsdruck, 415 Grad Dampftemperatur mit Economisern und Saugzuganlagen. Eine Speisewasser-Aufbereitungsanlage, Kesselspeisepumpen und eine Anlage zur Verteilung des Dampfes auf die verschiedenen Dampfverbraucher ergänzen die Anlage.

In der Schaltanlage wird die von dem Turbogenerator erzeugte elektrische Energie nach Parallel-Schaltung des Generators mit dem Bewagnetz auf die verschiedenen Fabrikationsnetze verteilt.

So wird im Heizkraftwerk die elektrische Energie als „Abfallstrom" erzeugt, womit wesentliche Ersparnisse erzielt werden. Hinzu kommt noch, daß durch die bei Kohlenstaub-Feuerung mögliche Verwendung minderwertiger Kohle eine weitere Verbilligung der Dampf- und Krafterzeugung eintritt.

Eine automatische Bremse für Lokomotiven.

Die Reichsbahndirektion hat vor wenigen Tagen auf der Strecke Berlin—Dresden Probefahrten mit einem Sonderzug veranstaltet, bei denen zum ersten Male die praktische Wirksamkeit einer neuen automatischen Bremsauslösung, die durch Induktion betätigt wird, ausgeprobt wurden. Der Probezug fuhr mit einer Stundengeschwindigkeit von etwa 90 Kilometern. Kurz vor der Stelle, an der die Bremsvorrichtung ihre Wirksamkeit beweisen sollte, vertiefte sich der Lokomotivführer in eine Zeitung, um so einen besonders krassen Fall von Unachtsamkeit zu demonstrieren. In der Tat funktionierte die neue Vorrichtung ausgezeichnet. Der Zug wurde automatisch zum Stehen gebracht, noch bevor er das eigentliche Signal erreicht hatte.

Die neue Bremsvorrichtung, die den Namen „Indulor"-Verfahren führt, stellt sich im wesentlichen als ein starker Elektromagnet dar, der etwa 400 Meter vor dem eigentlichen Haltsignal aufgebaut wird, und von hier seine magnetischen Kräfte ausstrahlt, sobald das Signal auf „Halt" gestellt ist. An der Lokomotive selbst wird in gleicher Höhe, in der sich der Magnet befindet, eine entsprechende Vorrichtung angebracht, die, durch den Magneten erregt, eine bis dahin brennende Lampe ausschaltet, die Dampfzuleitung der Maschine abdrosselt und das Bremssystem des ganzen Zuges betätigt. Während der „Sender", wie bereits erwähnt wurde, erst durch Stellen des Signals auf „Halt" betätigt wird, arbeitet der „Empfänger" an der Lokomotive stets und kann auch vom Lokomotivführer nicht ausgeschaltet werden. Der Zug kann, sobald der „Indulor" einmal in Tätigkeit getreten ist, erst dann wieder in Fahrt gesetzt werden, nachdem die Bremswirkung vollständig eintrat, d. h. also, nachdem der Zug tatsächlich zum Stehen gekommen ist. Durch diese Anordnung wird folgendes erreicht: einmal tritt die Vorrichtung nur dann in Kraft, wenn sie vom Lokomotivführer übersehen wurde, andererseits aber kann selbst verbrecherische Absicht oder etwa plötzlicher Wahnsinn des Lokomotivführers ein Ueberfahren des Haltesignals in voller Fahrt nicht mehr herbeiführen.

Da die „Indulor"-Vorrichtung sich auf den Probefahrten ausgezeichnet bewährt hat, beabsichtigt die deutsche Reichsbahndirektion, diese Neuerung auf allen Strecken einzuführen. Als erste wird die Strecke „Berlin—Dresden" mit der Einrichtung versehen werden.

Die Messung der Meerestiefen.

Die Kenntnis von den Formen und Arten des Meeresbodens kann nur durch umfassende Lotungen erreicht werden. Dieses große Unternehmen wird erst jetzt in Angriff genommen. Durch die Verwendung des „Echolotes", das die Messungen außerordentlich vereinfacht, können die ozeanographischen Expeditionen sehr viel mehr Tiefenbestimmungen ausführen als früher. Mit dem Drahtlot war es schon eine große Leistung, wenn während der ganzen Dauer einer Expedition 200 bis 300 Tiefenmessungen vorgenommen wurden. Dagegen hat das amerikanische Kriegsschiff „Steward" auf seiner 1922 durchgeführten Weltreise während seiner Fahrt mindestens jede Stunde eine Lotung ausgeführt. Zur Vermessung eines etwa 100 000 Quadratkilometer großen Meeresgebiets westlich von San Francisco wurden in 38 Tagen gegen 5000 Echolotungen in Tiefen von 200 bis 3600 Metern gewonnen. Die deutsche ozeanographische Expedition des „Meteor" lotete ebenfalls während der Fahrt mit akustischen Lotungsapparaten, und zwar erfolgte meist innerhalb von 20 Minuten eine Lotung. Daraus kann man schon erkennen, welche Fortschritte unsere Kenntnis von der Gestalt des Meeresbodens jetzt aufzuweisen hat. Die Zahl der überhaupt bisher im Meer ausgeführten Drahtlotungen ist von dem finnischen Gelehrten Henrik Renquist kürzlich berechnet worden und wird danach in den „Naturwissenschaften" mitgeteilt. Bis 1914 sind insgesamt nicht mehr als 15 000 Lotungen in Tiefen von mehr als 1000 Metern im Weltmeer ausgeführt worden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß in solchen Meeresgebieten, durch die Kabel hindurchführen, verhältnismäßig viele Lotungen vorgenommen wurden, während andere riesige Flächen ganz vernachlässigt waren. So gibt es im Stillen Ozean Gebiete von der Größe Europas, in denen die Meerestiefe noch nicht ein einziges Mal gemessen worden ist. Bei den Teilen des Weltmeeres, die über 4000 Meter tief sind und die etwa zwei Fünftel der gesamten Erdoberfläche ausmachen, kommt durchschnittlich eine Tiefenmessung auf eine Fläche von der Größe der Schweiz. Wir stehen daher noch im Anfang der Erforschung der Meerestiefen, dürfen aber erwarten, daß unsere Kenntnis in der allernächsten Zeit sehr bereichert werden wird.

Schon wieder ein neuer Farbenfilm.

So gering im Grunde genommen die Notwendigkeit zur Herstellung farbiger Filme ist (zumindest aus künstlerischen Gründen), so zahlreich sind die verschiedenen Verfahren hierzu, die insbesondere gerade in jüngster Zeit bekannt geworden sind.

Erst kürzlich ist wieder ein neues Farbenfilmverfahren von dem Rathenower Fabrikdirektor Karl Martin ausgearbeitet worden, auf Grund dessen bereits einige Filme gedreht worden sind, die bei ihrer vor einiger Zeit erfolgten Vorführung auf der europäischen Lehrfilmkonferenz in Basel sehr gut gefallen haben.

Bei dem Martin'schen Verfahren werden auf besondere Weise mit Rot- und Grünfiltern zwei Bildreihen nebeneinander aufgenommen und wiedergegeben. Die von dem zu photographierenden Gegenstand ausgehenden Lichtstrahlen passieren zunächst ein Prismensystem, in dem sie geteilt werden. Ein Teil der Strahlen, der durch das Prisma glatt hindurchgeht, trifft auf ein Rotfilter und wird durch das dahinterliegende Objektiv auf die eine Hälfte des Films geleitet, wo er ein — selbstverständlich nicht farbiges — Bild hinterläßt. Der andere Teil des Lichtes passiert das Prismensystem nicht, sondern wird weiter gegen ein Grünfilter gespiegelt, durch das er auf der anderen Hälfte des Films ein entsprechendes Bild projiziert. Da der verwendete Film die normale Größe hat, kann er auf jeder Vorführungsmaschine gespielt werden. Die räumliche Anordnung der beiden Bildchen auf dem Filmstreifen ist so getroffen, daß die beiden zusammengehörenden Bilder im Hochformat aufgenommen werden. Bei der Wiedergabe ist also eine Drehung um 90 Grad notwendig. Absolute Uebereinstimmung der beiden Bilder ergibt sich ganz von selbst.

Die Wiedergabe erfolgt in der Weise, daß die Strahlen der Projektionslampe hinter dem Film durch ein Drehprisma geleitet werden, das ein Rot- und ein Grünfilter enthält und so angeordnet ist, daß automatisch die zu den entsprechenden Bildern gehörenden Farbfilter wechseln. Eine genaue Uebereinstimmung der beiden Bilder ist durch äußerst sorgfältige Konstruktion erreicht. Das erforderliche Vorsatzsystem läßt sich vor jedem Vorführungsapparat anbringen und ist mit einem Objektiv ausgestattet, das sich auch zur Vorführung nichtfarbiger Filme eignet. Dieser Umstand dürfte nicht wenig zu einer Verbreitung des neuen Systems führen, wenn auch die Bedienung des Vorsatzsystems einige Uebung und Geschicklichkeit erfordern soll.

Ärztliche Rundschau

Schutzimpfungen.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß das Ueberstehen einer Infektionskrankheit den Menschen im allgemeinen davor schützt, wieder von der gleichen Krankheit befallen zu werden. Diese Beobachtungen hat man dazu benutzt, auf künstlichem Wege den Körper gegen bestimmte Krankheiten zu schützen. Man will dadurch den Körper immun machen. Es wird bei der erworbenen Immunität eine aktive oder passive unterschieden, je nachdem die Schutzstoffe vom Körper selbst gebildet oder ihm in fertigem Zustand, d. h. als Serum einverleibt werden. Bei der aktiven Immunisierung werden dem menschlichen Körper die Krankheitserreger oder ihre Gifte direkt einverleibt. Auf diese reagiert der Organismus durch eine erhöhte Zellentätigkeit; sie wird durch Reizungen hervorgerufen, die von den einverleibten Infektionsstoffen ausgehen. Der Körper produziert auf diese Weise selber Schutzstoffe, durch die er sich vor den Erregern schützt.

Bei der passiven Immunisierung dagegen bekommt der menschliche Körper diese Schutzstoffe in fertigem Zustande in dem Serum eines Rekonvaleszenten oder eines Tieres, das planmäßig längere Zeit mit den betreffenden Giften vorbehandelt worden ist. Der Mensch, dem solche Schutzstoffe zugeführt wurden, braucht dann nicht die oben geschilderte Reaktion durchzumachen, um vor Ansteckung geschützt zu sein.

Es leuchtet ein, daß beide Methoden prinzipiell verschieden sind. Ihre Anwendung hängt jeweils von der Krankheit ab, gegen die man den betreffenden Menschen schützen will, und ist bedingt durch die Eigenart der betreffenden Bakterien.

Die passive Immunisierung kommt besonders bei Infektionskrankheiten in Betracht, die sich durch starke Giftbildung auszeichnen. Hier werden die Gegengifte direkt eingespritzt. Die im Tierkörper erzeugten, für die betreffende Krankheit spezifischen Gegengifte stehen dadurch dem menschlichen Körper sofort zur Verfügung, haben aber den Nachteil, daß sie von nicht so großer Dauer sind, da sie nur so lange wirken, wie sie im Körper bleiben. Sobald sie restlos ausgeschieden sind, was ungefähr drei Wochen dauert, hört auch die passive Immunität auf, so daß man sie, wofern die Ansteckungsgefahr noch nicht beseitigt ist, von neuem zuführen muß.

Ganz anders verhält es sich bei der aktiven Immunisierung. Hier muß der Körper selbst die Schutzstoffe bilden. Es treten deshalb bei Einspritzungen von Krankheitserregern bezw. deren Giften die Krankheitserscheinungen der betreffenden Krankheit, wennn natürlich auch in abgeschwächtem Maße, auf, da ja der Körper die eingebrachten Gifte durch Bildung von Schutzstoffen reagiert. Wenn wir z. B. zum Schutz gegen Typhusansteckung einem Menschen abgetötete Typhusbazillen einspritzen, so kommt es zu lokalen Erscheinungen an der Impfstelle und zu allgemeinen Erscheinungen (Rötung, Schwellung und Druckempfindlichkeit an der Einspritzungsstelle, Fieber, Kopfschmerzen). Dies zeigt, daß der Körper eine bestimmte Arbeitsleistung zu vollführen hat.

Die notwendigen Einspritzungen sind, was Zahl und Menge anbetrifft, bei jeder Krankheit verschieden und die Dauer des dadurch erzielten Schutzes ungleich. Man kann keine Schematisierung einer aktiven Immunisierung durchführen, muß sich vielmehr nach der Stärke der Reaktion des einzelnen Menschen und nach der Giftigkeit der einzelnen Bakterien richten.

Man kann zur aktiven Schutzimpfung verwenden: 1. die lebenden, 2. zwar lebende, aber abgeschwächte und 3. abgetötete Infektionserreger, die mechanisch zerkleinert oder in eine Lösung gebracht sein können. Lebende, voll ansteckungsfähige Erreger sind natürlich bei Menschen nicht zu gebrauchen, da man ja dadurch unter Umständen den Menschen direkt infizieren würde. Das berühmteste und älteste Beispiel einer Schutzimpfung mit lebendem, abgeschwächten Impfstoff ist die Schutzpockenimpfung. Hier wird das Pockengift durch Uebertragung auf einen Rinderkörper in seiner Wirkung auf den Menschen abgeschwächt und bei der Impfung ein nur geringfügiger, auf die Impfstelle beschränkter Krankheitsprozeß verursacht, der aber einen jahrelang dauernden Schutz gegen die echte Blatternkrankheit auslöst. Diese durch Jenner eingeführte Schutzpockenimpfung ist eine der segensreichsten ärztlichen Leistungen; während vor ihrer allgemeinen Durchführung die Pocken eine der weitverbreitetsten Krankheiten darstellten, sind sie seitdem in allen zivilisierten Ländern der Impfzwang durchgeführt wurde, für die meisten Aerzte heute zu einer kaum noch bekannten Krankheit geworden.

Aehnliche Bedeutung hat seit längerem bereits die Tollwutschutzimpfung gewonnen. Vor ihrer Einführung bedeutete der Biß eines tollwütigen Tieres für den betroffenen Menschen ein unabwendbares Todesurteil. Heute wird der durch eine entsprechende Behandlung abgeschwächte Krankheitsstoff bei einer länger dauernden planmäßigen Impfung derartig zuverlässig, daß es in den meisten Fällen nicht zum Ausbruch der furchtbaren Krankheit kommt.

Sehr bewährt hat sich während des Krieges die Schutzimpfung gegen Typhus und Cholera. Während wir zu Anfang des Krieges besonders in Frankreich noch eine Unmenge schwerster Typhuserkrankung mit vielen Todesfällen zu verzeichnen hatten, ist von dem Momente ab, wo die deutsche Armee systematisch mit abgetöteten Typhus- bezw. Cholerabazillen geimpft wurde, die Zahl und die Schwere der Erkrankungen stark zurückgegangen. Beide Erkrankungen traten seitdem in bedeutend abgeschwächterer und leichterer Form auf.

Die wichtigsten der passiven Schutzimpfungen sind die gegen den Wundstarrkrampf und gegen Diphtherie. Auch bei diesen Krankheiten hat sich im Weltkriege die enorme Bedeutung der Schutzimpfung eindrucksvoll gezeigt. 1914 noch haben die Aerzte machtlos zusehen müssen, wie infolge Wundstarrkrampfes tausende von Soldaten zugrunde gingen, obwohl die nur ganz leichte Verletzungen aufwiesen. Von dem Tage ab, da bei jeder Verletzung sofort das Wundstarrkrampfserum eingespritzt wurde, verschwand diese schreckliche Krankheit vollkommen aus den Lazaretten. — Diese Wundstarrkrampfimpfung ist angezeigt bei allen Verwundungen, bei denen Straßenstaub oder Erde in die Wunde eindringt, ebenso bei Schußverletzungen. Auch in der tierärztlichen Medizin wird sie sehr viel angewandt.

Gleich unbestritten sind die Erfolge, die wir mit dem Diphtherieserum erzielen. Auch hier hat die Sterblichkeit und die Schwere der Erkrankungen seit Einführung der Schutzimpfung ständig nachgelassen. Außerdem ist es, wenn in Schule, Kranken- und Waisenhäusern, Familien, Diphtherieerkrankungen auftreten, möglich, durch Impfung mit Diphtherieserum eine Ansteckung der Umgebung zu verhüten.

Neuerliche Versuche, mit Rekonvaleszentenserum Masern und Scharlach zu behandeln bzw. ihre Ansteckung zu verhindern, haben gute Resultate erzeugt, doch verfügen wir hier noch nicht über eine ausreichende Beobachtung.

Die Erfolge, die die Schutzimpfung zweifellos in der Behandlung und Verhütung der ansteckenden Krankheiten erzielt hat, sind aus dem Zusammenarbeiten zwischen ärztlicher Praxis und Laboratorium geboren worden. Es sind in erster Linie Forscher wie Behring und Koch gewesen, denen wir diese Behandlungsmethoden verdanken. Zwar sind noch nicht alle Hoffnungen, die auf diese Impfung gesetzt wurden, erfüllt worden und nicht jede Infektionskrankheit hat sich als beeinflußbar erwiesen; aber es wird sehr intensiv auf dem Gebiete der Immunisierung weitergearbeitet. Bei den schweren Grippeerkrankungen der letzten Jahre ist es vielfach bereits geglückt, mit Schutzimpfstoffen rettend einzugreifen. Es bedarf aber noch weitgehender Fortschritte in der Erkenntnis und in dem Wesen der einzelnen Infektionskrankheiten, um alle Probleme, die zurzeit noch ungelöst sind, aufzulären.

Soll der Säugling turnen?

Die allgemeine Sportbegeisterung, die Deutschland seit dem Kriege überflutet, hat seit einiger Zeit selbst in der Säuglingspflege durchgreifende Wandlungen gezeitigt. Die Aera der alten Kinderfrauen, denen jegliche Bewegung ein Greuel war, ist endgültig vorüber. Völlig einig sind sich die Autoritäten allerdings auch auf diesem Gebiete nicht; aber selbst die Zurückhaltenden, Vorsichtigen, gestehen, das „etwas daran ist!"

Viel zu wenig bekannt geworden ist eine Arbeit, die schon im Jahre 1899 auf die Bedeutung des Bewegungsdranges für die Gesundheit und Gesunderhaltung des Säuglings hinwies. Der Verfasser hatte leider das Unglück, Schmidt zu heißen Hoffentlich erlebt er wenigstens noch die Genugtuung, seine Gedanken heute allseitig geprüft und in die Praxis umgesetzt zu sehen. Er gab den damals schier unerhörten Rat, Säuglinge von einem bis drei Monaten mindestens dreimal täglich nackt auf ein Polster zu legen, damit sie ihre Glieder nach Belieben dehnen und strecken könnten.

Schmidt war Arzt. Ihm erstand alsbald ein Gegner unter seinen Fachkollegen, der sich dahin äußerte, der Säugling brauche die Nahrung nur zum Fettansatz und Knochenbau, nicht etwa zur Kräftigung der Muskeln. Er warnte also davor, Unruhe in die Säuglingsbehandlung hineinzutragen.

Daraufhin blieb vorläufig alles beim alten, bis ein Laie, der bei seinen beiden Kindern gegen Ende der Säuglingszeit Muskelübungen angestellt hatte, zum Begründer des heute üblichen Säuglingsturnens wurde. Er nannte sich Neumann-Neurode und veröffentlichte ein Büchlein über „Kindersport". Im Jahre 1911 schrieb der vor kurzem verstorbene Altmeister der Kinderheilkunde Otto Heubner unter Hinweis auf diese Schrift: „Selbst ein frühzeitiges Beginnen von methodischen und vernünftig geleiteten Muskelübungen scheint mir für das spätere Säuglingsalter sehr ratsam."

Neumann beginnt erst mit fünf Monaten die Körperübungen und verlangt, daß sie mit dem nackten Kinde, im Sommer bei offenem Fenster oder im Freien, vor dem Baden und vor der Mahlzeit vorgenommen werden. Jede Ueberanstrengung ist natürlich zu vermeiden, ebenso ruckartige Bewegungen an Kopf und Gliedern. Nach Möglichkeit soll der ganze Körper durchgearbeitet werden. Sorgfältige systematische Prüfung des Verfahrens in einer Kinderklinik bestätigte seine Vorzüge: Das Allgemeinbefinden turnender Säuglinge besserte sich, sie machten rasche Fortschritte, und ihre Bewegungsfreude und Sicherheit nahmen von Tag zu Tag zu.

Seitdem haben verschiedene Wissenschaftler diese Bestrebungen gebilligt. Besonders wertvoll für die Allgemeinheit dürften die Schriften des Aerzteehepaares Deppe sein: „Wie turnt der Säugling?" und „Wie turnt das Kleinkind?" Darin zeigen Filmaufnahmen den lebendigen Ablauf der einzelnen kurz erläuterten Turnübungen.

Auch bei kranken Kindern hat man, was das Säuglingsturnen anbetrifft, recht gute Wirkungen beobachtet. Schwächliche und etwas zurückgebliebene Säuglinge wurden in ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung sichtlich gefördert. Als Vorstufe der Gymnastik wurde in den allerersten Lebenswochen kunstgerechte Massage angewandt. Sie hat sich als ein vorzügliches Mittel zur Behandlung rachitischer Babys erwiesen.

H. M.

Der 46. deutsche Aerztetag in Würzburg.

Vom 9. bis 10. September findet in Würzburg der 46. deutsche Aerztetag statt, auf dessen Tagesordnung einige die Allgemeinheit interessierende Referate stehen.

So referieren Medizinalrat Dr. Stephani aus Heidelberg über Aufgabe, Bedeutung und Ausbau der Fürsorgetätigkeit. Es hat sich herausgestellt, daß der Fürsorgegedanke, so richtig er in seinen Voraussetzungen ist, neuerdings sehr überspannt wird und die berufliche Notwendigkeit eines freien Aerztestandes erheblich gefährdet. Es muß ein Ausgleich geschaffen werden zwischen einer richtig verstandenen Fürsorgetätigkeit und der Bedeutung, die der Träger der Gesundheitsfürsorge, die deutsche Aerzteschaft hat. Die Aufgaben der Gemeinde, der Länder und des Reichs in der Gesundheitsfürsorge müssen klar präzisiert und begrenzt und der Einfluß der Aerzte, der Leitung der Fürsorgestellen festgelegt werden.

Interessant wird das Referat von Obermedizinalrat Prof. Dr. Tjaden, Bremen, werden, der über die hygienische und soziale Bedeutung der Wohnungsnot sprechen wird. Die von ihm festgestellten Leitsätze erscheinen bedeutungsvoll genug, um hier in ihrem Wortlaut aufgeführt zu werden:

1. Zum Wohlergehen der deutschen Familien und zum Zusammenhalten ihrer Glieder sind Eigenwohnungen erforderlich, die den Lebensbedürfnissen und der Mitgliederzahl der Familien entsprechen.
2. Dieser Forderung wird zurzeit in Deutschland sowohl quantitativ wie qualitativ in hinreichender Weise nicht genügt.
3. Der bestehende Mangel, der sich zu einer Wohnungsnot gesteigert hat, ist geeignet, die körperliche, geistige und moralische Gesundheit der betroffenen Familien und ihrer Mitglieder zu gefährden und zu schädigen und deren Zusammenhang zu lockern. Er wirkt außerdem hemmend auf die Erzielung eines zahlreichen und lebenskräftigen Nachwuchses.
4. Zur Beseitigung oder zum mindesten starken Herabsetzung der aus der Wohnungsnot sich ergebenden Gefahren und Schäden ist ein Zusammenarbeiten der öffentlichen und privaten Kräfte notwendig.
5. Staat und Kommunen haben durch Gesetze und Verordnungen sowie durch Bereitstellung öffentlicher Mittel in geeigneter Weise an der Hebung der Mängel im Wohnungswesen mitzuwirken.
6. Die deutsche Aerzteschaft fordert, daß bei der Verwendung öffentlicher Mittel für irgendwelche Bauzwecke vorab unter Mitwirkung von Aerzten geprüft wird, ob der in Frage kommende Bau für die Gesamtheit so wichtig ist, daß die Verwendung der betreffenden Mittel zur Erstellung von Wohnungen dem gegenüber zurücktreten muß.
7. Die Mängel in der qualitativen und quantitativen Wohnbeschaffenheit lassen sich zum Teil durch eine bessere und zweckmäßigere Wohnungsbenutzung ausgleichen. Dazu bedarf es noch der Erziehung weiter Volkskreise.
8. An einer solchen Erziehung mit allen Kräften mitzuarbeiten, ist die deutsche Aerzteschaft berufen und gewillt.

Durch die Wahl der Themen seiner Referate zeigt der Aerztetag, daß die deutsche Aerzteschaft über den Rahmen ihrer Berufsinteressen hinaus bereit ist, an dem sozialen und gesundheitlichen Aufbau des deutschen Volkes mitzuberaten. Um so mehr ist die Aerzteschaft zu der Forderung berechtigt, daß sie bei den zahllosen Fragen auf diesem Gebiet nicht übergangen wird und ihre sachverständigen Anregungen bei den gesetzgebenden Körperschaften die nötige Beachtung finden.

Künstlicher Pneumotorax.

Unter Pneumothorax versteht man die Ansammlung von Luft in dem Raum zwischen Lungen und Rippen, der von den Rippen bezw. dem Brustfell ausgekleidet ist. Eine solche Luftansammlung kann entstehen einmal von außen durch Verletzungen, dann von den Lungen aus durch Zerreißung von Lungengewebe. Durch den Lufteintritt in die Brusthöhle erfolgt, falls keine Verwachsungen des Rippenfels vorliegen, je nach der Ausdehnung eine teilweise oder vollständige Zusammenziehung der Lunge. Die Lunge der betreffenden Seite wird also mehr oder minder funktionsunfähig und unbeweglich. Diese Tatsache hat der italienische Arzt Forlanini benutzt, um zu therapeutischen Zwecken bei der Lungentuberkulose eine Ruhigstellung der erkrankten Lungen zu erzielen.

Man läßt durch Stich oder Schnitt in die Brusthöhle Luft oder ein Gas ein. Hierdurch wird die erkrankte Lunge komprimiert und ruhiggestellt. Sie ist nicht mehr imstande, ihre Funktion auszuüben. Die Vergiftungswirkungen der erkrankten Partien verschwinden. Es bildet sich Vernarbung und Schrumpfung der Lunge, wodurch der erkrankte Körper im Kampf gegen die Tuberkulose unterstützt wird. Das ist aber ein Verfahren, das nur bei ganz bestimmten Formen der Lungentuberkulose angewandt werden darf.

Voraussetzung ist nämlich eine nur einseitige Erkrankung, während die andere Lungenhälfte vollständig gesund sein muß. Besonders angebracht ist dieser Eingriff, wenn bei einer einseitigen Erkrankung sich eine größere Höhlenbildung zeigt, durch die dauernd größere Schleimmengen produziert werden, so daß das Allgemeinbefinden sehr ungünstig beeinflußt wird und die Gefahr besteht, daß das tuberkulöse Material weiter in die Lungen verschleppt wird. Die guten Erfolge eines rechtzeitig gemachten operativen Eingriffs lassen es angezeigt erscheinen, nicht zu lange mit der Operation zu warten, wenn es sich herausstellt, daß ein solcher Herd keine Heilungstendenz zeigt. Auch bei leichter und zu Heilungen neigender Erkrankung der einen Lunge soll man, wenn die andere Lunge sehr schwer erkrankt ist, auf der kranken Seite den Pneumothorax anlegen. Schließlich muß man manchmal bei schwerer Lungenblutung, wenn man den Sitz der Blutung genau kennt, zu dieser Operation schreiten.

Wenn es sich hierbei auch um eine relativ harmlose Operation handelt und die Technik und die Auswahl der geeigneten Fälle genau festliegt, soll man solche Operation doch nur in der Klinik und durch einen Facharzt ausführen lassen. Die Erfolge der Pneumothorax-Behandlung sind im Anfange sehr günstig; bestehendes Fieber verschwindet, die Allgemeinerscheinungen werden besser, die Arbeitsfähigkeit stellt sich wieder ein. Aber leider sind die Dauererfolge nicht immer gleich gut. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Art der Beschäftigung und der Ernährung, die Wohnung, die Möglichkeit zu längeren Behandlungen in Lungenheilstätten und zu Schonungen, die Einsicht und Energie des Patienten sind für die definitive Heilung von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Mit diesen Einschränkungen läßt sich aber sagen, daß wir in der Pneumothorax-Behandlung ein Mittel haben, bei bestimmten Formen der Lungentuberkulose Besserung und Heilung zu erzielen.

Besteht ein Zwang zur ärztlichen Hilfeleistung?

Die Frage wurde vor einiger Zeit in Berlin wieder akut anläßlich der gegen einen Arzt erhobenen Klage, der einer aus dem Fenster gestürzten Frau die Hilfe versagte. Auch hier wurde festgestellt, daß, abgesehen von dem Falle des § 360 Nr. 10 des St. G. B., der jedermann, nicht nur den Arzt, verpflichtet, bei Unglücksfällen oder gemeiner Gefahr auf Aufforderung der Polizei zu helfen, für den Arzt eine gesetzliche Pflicht zur Hilfeleistung nicht besteht. Daß er trotzdem in der Regel seine Hilfe nicht versagen wird, steht bei der hohen ethischen Auffassung der Aerzte außer Zweifel. Es gibt aber auch Ausnahmefälle, in denen mindestens die Berufspflicht den Arzt zwingt, seine Hilfe nicht zu versagen, wie z. B. vor allem in Fällen dringender Lebensgefahr. Ob solche vorliegt, bemißt sich aber nur nach den objektiven Gesichtspunkten, nicht nach den subjektiven Auffassungen des Kranken oder seiner Umgebung.

Angeln als Volkssport

von Dr. Fritz Skowronnek





DER HECHT am SPINNER

Die Zeiten sind vorüber, in denen jemand, der mit Liebe und Lust angelte, mitleidig belächelt wurde. Aber noch immer spukt in den Köpfen das alte Scherzwort, das die Angel als ein Gerät bezeichnet, an dessen einem Ende ein Regenwurm und am anderen ein Tagedieb hängt.

Weshalb bezeichnet man die Tennis- oder die Fußballspieler nicht auch als Tagediebe? Weil aus diesen Spielen ein ernsthaft betriebener Sport erwachsen ist, der an seine Jünger die höchsten Anforderungen stellt und als Mittel zur Ertüchtigung hoch bewertet werden muß.

Dieselbe Bewertung nimmt auch der Angler für sich in Anspruch. Und vor allem verlangt er, daß seine Tätigkeit als ernsthafter, vollwertiger Sport eingeschätzt wird. Er billigt dem deutschen Publikum die Entschuldigung zu, daß es in seiner großen Mehrzahl keine Ahnung von dem Wesen des Angelsports hat. Haben doch noch vor nicht allzulanger Zeit unsere Witzblätter den Engländer verspottet und veruzkt, der in unseren Bächen und Flüssen die schönsten Forellen fing, ohne zu bedenken, daß der Angelsport in England eine Industrie ins Leben gerufen und großgezogen hatte, die mit ihren Erzeugnissen den Weltmarkt beherrschte.

Die Vorbedingung dazu war dadurch gegeben, daß das Angeln in England zum Volkssport geworden war, der an Zahl seiner Anhänger alle anderen Sportarten übertrifft. Dort angelt das ganze Königshaus, der hohe Adel ebenso eifrig wie der Bürger und der Arbeiter!

Von diesem Ziel sind wir noch weit entfernt, können jedoch mit Befriedigung feststellen, daß der Angelsport in Deutschland bereits Hunderttausende von Anhängern zählt. Das ist zum größten Teil das Verdienst des Deutschen Anglerbundes, der bei seiner Gründung vor 25 Jahren Hindernisse vorfand, von denen man sich kaum einen Begriff macht. Es galt, die Feindschaft der Berufsfischer zu überwinden, die fast alle Gewässer in Händen hatten und in dem Angler einen unbequemen Eindringling sahen, es galt, die Mißgunst schlecht unterrichteter Behörden zu besiegen, die allen Ernstes versuchten, den jungen Sport durch ein Gesetz zu erdrosseln. Wohl gab es schon damals zahlreiche „Anglervereine", deren Kunst sich darin erschöpfte, Friedfische mit Erbse, Teig und Regenwurm zu fangen, was man jetzt allgemein mit dem Berliner Ausdruck „stippen" bezeichnet. Wie verständnislos sie dem wirklichen Sport, der mit künstlichem Köder die Raub- und die Edelfische Barsch, Hecht, Zander, Forelle, Lachs und Huchen meistert, gegenüberstanden, zeigt am klarsten der Kehrreim eines ihrer Lieder:

„Auf die Rolle pfeifen wir,
Das sind Fatzkereien."

Alle diese Hemmnisse hat der Angelsport durch unermüdliche Propaganda überwunden. Auch die Beeinträchtigung durch den Wettbewerb des Waidwerks, das den Deutschen sozusagen im Blut liegt. Heute kann nicht mehr bestritten werden, daß die Fischwaid der Jagd ebenbürtig, ja in mancher Hinsicht sogar überlegen ist. Dafür nur ein Beispiel! Wenn der Jäger den Finger am Abzug krümmt, dann ist mit dem Schuß, ob er traf oder nicht, die Angelegenheit erledigt, höchstens, daß bei einem Schlumpschuß noch eine ärgerliche Nachsuche erfolgen muß.

Der Angler kann nicht wie der Jäger sein Wild beschleichen oder aufstöbern, um es zu erlegen, sondern er muß eine nicht geringe Kunst anwenden, um den Fisch zum Anbeißen zu verlocken. Damit ist er jedoch noch nicht gefangen, denn der größere Fisch ist ein wehrhafter Gegner, der tapfer um sein Leben kämpft. Da es nun nicht sportlich wäre, Angelgerät zu verwenden, womit man sozusagen einen Ochsen aus dem Wasser schleppen könnte, kann der Angler den Fisch nicht durch rohe Gewalt besiegen, sondern er muß Geschick und Ausdauer einsetzen, um den beschuppten Gegner müde zu drillen.

Sein bester Verbündeter dabei ist die Rolle, eine Haspel, die, je nach der Fischart, die gefangen werden soll, 30, 50, ja 100 Meter dünne, aber haltbare Seidenschnur trägt. Dadurch kann der Angler dem Fisch, der nach dem Anbiß davonstürmt, Schnur geben und sie dabei leichter oder stärker bremsen, bis der Fisch stillsteht. Dann versucht er ihn heranzuwinden und wiederholt dieses Spiel, bis der Fisch ermattet sich auf den Rücken dreht und ergibt. Nun erst kann er herangeholt und mit dem Käscher unterfangen und ausgehoben werden.



„Sah nach der Angel ruhevoll . . ."

Auch die Rute des Sportanglers muß von besonderer Güte, leicht und nahezu unzerbrechlich sein. Diese Eigenschaften werden dadurch erreicht, daß man die drei oder vier Teile der Rute „spließt", d. h. aus keilförmigen Stäben, die aus der harten Wandung des Bambus geschnitten werden, unter hohem Druck zusammenleimt. Neuerdings werden auch vielfach Stahlruten verwendet.

Als Köder braucht der Sportangler für Forelle und Lachs die künstlichen Fliegen, die aus Federn und bunten Seidenfäden in Form und Farbe natürliche Insekten nachahmen. Damit läßt sich die kluge und mißtrauische Forelle nur täuschen, wenn der Angler den Köder so geschickt aufs Wasser fallen läßt, daß sie ein ermattetes niedersinkendes Insekt zu sehen glaubt und blitzschnell zupackt. In demselben Augenblick muß der Angler anhauen, ehe die Forelle ihren Irrtum erkennt und losläßt. Dazu gehört ein scharfes Auge, ein loses Handgelenk und ein blitzschneller Entschluß. Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Sportangler sich anfangs recht einseitig einstellten. Sie wollten weder die Verwendung lebender Köderfische zum Fang von Raubfischen, noch den Fang von Friedfischen, wie Blei und Karpfen, mit der festen Grundangel als sportmäßig anerkennen. Damit sprach man der großen Mehrzahl der Angler, hauptsächlich in Norddeutschland, den sportlichen Charakter ab.

Diese Einseitigkeit ist jetzt überwunden und mit Recht, denn für den Kampf mit einem starken Fisch ist es gleichgültig, ob er auf einen natürlichen oder künstlichen Köder gebissen hat. Und wer mit der Grundangel gewärtig sein muß, daß ihm ein schwerer Karpfen anbeißt, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn ihm sein Gegner die Schnur zerreißt oder den Stock zerbricht, weil er nicht die Rolle zu Hilfe nimmt.

Wie von den Jägern nur verhältnismäßig wenige Gelegenheit finden, einen Hirsch zu erlegen, so ergeht es der großen Mehrzahl aller Angler, namentlich in Norddeutschland, indem sie auf den Fang der Edelfische verzichten müssen. Das Unglück ist nicht sehr groß, denn der Fang großer Raubfische oder Karpfen, die sehr streitbare Kämpen sind, gewährt denselben Genuß und verlangt dieselben sportlichen Eigenschaften.

Bei der einseitigen Beschränkung auf Edelfische würde das Angeln nie zum Volkssport werden. Das soll und wird jedoch geschehen. Ein großer Teil der Berufsfischer hat mit den Anglern nicht nur Frieden geschlossen, sondern sich mit ihnen befreundet, weil die Opfer, die sie ihrem Sport bringen, ihnen zugute kommen. Und die Mißgunst der Behörden hat sich mit der Zeit in Wohlwollen gewandelt, seitdem das Angeln sich als allen anderen ebenbürtiger, gesundheitsfördernder Sport erwiesen und große volkswirtschaftliche Bedeutung erlangt hat. Denn er trägt und ernährt bereits eine Industrie, die uns nicht nur vom Ausland, von England und Amerika, unabhängig macht, sondern auf dem Weltmarkt zur Geltung gekommen ist.

Deshalb muß das Angeln nicht nur richtig eingeschätzt und bewertet, sondern kräftig gefördert werden, damit es noch mehr als bisher zum Volkssport wird!

Petri Heil!



BEIM FORELLENFAN[G]

Der Kleinsiedler.

Für Haus, Hof und Garten.

Die Farbentonleiter der Rosen.

Interessante Zuchtergebnisse auf der „Gugali".

Auf Anregung seines Geschäftsführers, Prof. E. Gnau, hat der Verein der Deutschen Rosenfreunde auf der Deutschen Gartenbau- und Schlesischen Gewerbeausstellung in Liegnitz ein Farbenbeet nach der Farbenordnung von Prof. Wilhelm Ostwald angepflanzt. In der Mitte wurde mit Weiß begonnen, dann folgt ein allmählicher Uebergang zu Reingelb. Diesen Sorten schließen sich solche an, die Gelb mit Rötlich oder Kreß vereinigen. Sie leiten zu Reinrosa über. Darauf folgt die Wandlung zu Scharlachrot und zuletzt zum dunkelsten Schwarzrot. Man kann sich denken, daß die Lösung dieser Aufgabe nicht ganz einfach war, denn es kam nicht nur darauf an, die richtigen Farbentöne zusammenzustellen, die Sorten sollten auch im Wuchs möglichst ähnlich sein und mußten gleichzeitig blühen. Sie wurden von den Herren Arno Huck und A. Stark, Dresden, ausgewählt und von Herrn Viktor Teschendorf nochmals überprüft. Da viele Rosen, besonders die kreß- und lachsfarbenen Sorten, teils im Aufblühen, teils im Verblühen ihre Farbe nach Weiß hin stark verändern, ergab sich eine noch einheitlichere Wirkung als die reinen Farbbezeichnungen erwarten ließen. Nur bei Ophelia störte dieser Umstand.

Die Namen der Rosen, die zu der Farbentonleiter verwendet wurden, sind folgende: Fred J. Harrison, F. C. Bold, Etoile de Hollande, Lord Charlemont, Victory, Hortulanus Budde, Wilhelm Kordes, Mrs. Courtney Page, Mrs. Henry Bowles, Elsie Beckwith, Mad. Butterfly, Lady Roundway, Rev. F. Page Roberts, Sovereign, Golden Emblem, Fen Joseph Looymans, Hortulanus Fiet, Pius XI., Mrs. Charles Lamplough, Mad. Jules Bouché, Golden Ophelia, Souvenir de Claude Pernet, Mad. Alex. Dreux, Aspirant Marcel Rouyer, William F. Dreer, Ophelia, Columbia, Mrs. Henry Morse, Pink Pearl, Elvira Aramago, Lady Inchiquin, Meha Sabatier, Mrs. Henry Winnet, Miß C. E. von Rossem, Hadley-Rose, Gloire de Hollande, Sensation. Da die Farbenbezeichnungen der Sorten hier aus Raumgründen weggelassen werden mußten, sei der Deutlichkeit halber wenigstens bemerkt, daß die erste und die letzte der aufgezählten Sorten dunkel- bis schwarzrot gefärbt sind, der weiße Mittelpunkt aber bei Mad. Jules Bouché liegt. Die übrigen Sortenfarben erfährt der Leser ja aus jeder Rosenliste der Baumschulen.

Mit Freuden hört man, daß die eigenartige Anlage nicht das übliche Schicksal von Ausstellungsbauten erleiden, sondern für die Dauer erhalten bleiben soll. So wird jede kommende Rosenzeit Gelegenheit geben, die Farbenmöglichkeiten der Rose zu bewundern.

Die Kennzeichnung der Junghühner durch Fußringe

Manche Hühnerbestände bringen keinen rechten Nutzen, weil ihre Besitzer keinen Ueberblick über das Alter der Tiere haben. Daß ein Huhn gelegentlich ein Ei liefert, genügt nicht, sein Leben zu rechtfertigen, es muß sich sein Futter durch eine Mindestleistung in Eiern verdienen. Diese kann es nur während weniger Jahre aufweisen. Hat es ein bestimmtes Alter erreicht, lohnt seine Eierproduktion die Ernährungskosten nicht mehr. Ueber vier Jahre sollte man höchstens solche Hennen behalten, die sich entweder als zuverlässige Brüterinnen bewährt haben oder besonders wertvoll für die Nachzucht sind.

Wie kann man nun jederzeit wissen, wie alt ein Huhn ist? Dafür gibt es ein sehr einfaches Hilfsmittel: den Fußring. Am



bekanntesten ist wohl der in allen möglichen Farben hergestellte Spiralring. Er läßt sich leicht anlegen und ist verhältnismäßig haltbar. Er genügt, wenn es sich nur darum handelt, die einzelnen Jahrgänge auseinanderzuhalten, damit nicht zu alte Hühner auf dem Hofe herumlaufen. Jedes Jahr bekommt dann seine besondere Farbe; oder man wechselt mit dem Fuße, an den man den Ring steckt (einmal rechts, dann links, dann beide Beine, dann keinen Ring). Auf diese Weise kann man in kleinen Hühnerhaltungen auch die Legeleistung verfolgen, wenn man die einzelnen Tiere der Jahrgänge an bestimmten Merkmalen unterscheiden lernt.

Außer diesen Spiralringen gibt es Ringe aus Aluminium, die an der einen Seite zu einem Schildchen verbreitert sind, das die Nummern von 1 bis 100 aufnehmen kann. Diese Ringe werden um das Bein gelegt und mit einer Zange geschlossen. So praktisch es auch ist, auf diese Weise jedem Einzeltier eine besondere Zahl zu geben, so gehen doch viele dieser Ringe dadurch verloren, daß die umgebogenen Zungen abbrechen.

Das vollkommenste Mittel der Kennzeichnung sind die Ringe des „Bundes deutscher Geflügelzüchter", des „Klubs Deutscher Geflügelzüchter" und der „Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft". Diese Ringe sind aus Aluminium und in Form eines Trauringes hergestellt. Sie tragen den Namen des Züchters oder bestimmte Zeichen, nach denen er aus den Akten der Ringvertriebsstelle zu ermitteln ist. Neben einer Kontrollnummer befindet sich weiter auf dem Ring die Jahreszahl. Bei einem Tiere, das einen solchen Ring trägt, kann man also noch nach Jahren genau den Züchter und das Alter bestimmen. Im Alter von 10 bis 12 Wochen den Tieren angelegt, können diese Ringe nie verloren gehen.

Es empfiehlt sich, bei der Kennzeichnung des Geflügels in kleinen Betrieben, schon die eben ausgeschlüpften Küken nach ihrer Abstammung von besonders tüchtigen Legerinnen oder Brüterinnen mit Merkmalen zu versehen. Man verwendet dazu dicke Wollfäden, Spiralen aus Blumendraht und später Taubenringe, solange die Normalringe zu weit sind.

Septemberarbeit in Garten und Stall.

Herbstzeichen. — Letzte Beetbestellung. — Hochbetrieb im Obstgarten.

Im Garten gibt es keine Stoppelfelder, über die man die beliebten wehmütigen Betrachtungen anstellen könnte, dafür haben wir hier die Dahlien. Vor ihren ersten Blüten pflegen empfindsame Leute regelmäßig zu erschrecken. In Wirklichkeit ist das ja noch lange nicht der Herbst, sie eröffnen nur die merkwürdige letzte Wachstumssteigerung, die dem Ausgange des Sommers eigentümlich ist. Am eindringlichsten kommt sie uns zum Bewußtsein, wenn wir die gelben Riesenstauden anschauen, die vom August bis zu den Frösten blühen. Wer kann in diesen Wochen ohne die Rudbeckie Herbstsonne und hohe Goldruten sein? Ihr Anblick erlaubt uns nicht, unser Lebensgefühl um Oktaven herabzustimmen. Wer im Garten arbeitet, wird sowieso dazu keinen Anlaß finden, weil er immer und überall Zukunft spürt und allmählich lernt, daraus die richtigen Nutzanwendungen für das eigene Dasein zu ziehen.

Die Arbeiten im **Gemüsegarten** unterscheiden sich im September wenig von denen des August. Immer noch folgen Nachbestellungen auf die Ernten. Gemüsebeete, die nicht sogleich wieder bepflanzt oder besät werden, soll man wenigstens baldigst umgraben und zunächst in rauhen Schollen liegen lassen. **Ausgesät** werden jetzt: Spinat, Karotten, Schwarzwurzeln, Feldsalat, Herbst- oder Wasserrüben, Kerbel und Pastinaken. Für den Winterspinat sind am günstigsten Beete im Schutze von Bäumen. Will man erst im Winter oder kommenden Frühjahr ernten, dann wartet man mit dieser Saat bis Monatmitte, weil zu stark entwickelter Spinat schlecht überwintert. **Ausgepflanzt** werden im September noch Winterkohlarten, Wintersalat und Winterendivien. Für Wintersalat zieht man flache, von Ost nach West laufende Gräben, die bei Frostwetter leicht zu bedecken sind. Auch Rhabarber kann man pflanzen.

Die für den Winterverbrauch bestimmten Gemüse nehme man nicht heraus, bevor tatsächlich Frostwetter droht, denn je länger sie ungestört weiterwachsen können, um so widerstandsfähiger werden sie für die Winteraufbewahrung. Die Zwiebeln können jetzt schon hereingebracht werden, wenn die Blätter gelb werden. Auch die Ernte von Kartoffeln beginnt. Empfehlenswert ist es, sie nur bei trockenem Wetter vorzunehmen und die herausgenommenen Knollen erst einige Tage zum Abtrocknen ausgebreitet liegen zu lassen; sie halten sich dann um so besser.

Sellerie, Retich, Kohlrüben, Herbstrüben und Meerrettich können meist bis Ende Oktober stehen bleiben. Der Sellerie wird noch öfter behäufelt, fortwährend stark bewässert und mit Jauche gedüngt, wogegen dies bei den anderen Gemüsen von Tag zu Tag weniger nötig ist. Die Wintersaaten, wie Spinat, Winterkohl, Rapünzchen, Karotten, Kerbelrüben, Petersilie usw., sind zu jäten. Im Hinblick auf die nun herannahende rauhe Witterung sind über die Beete mit Bohnen, Gurken, Tomaten, Kohlrabi, Salat, Neuseeländer Spinat usw. Gestelle anzubringen, um bei drohender Kälte überdeckt werden zu können. Dazu verwendet man am besten Fenster; wenn Glasfenster nicht vorhanden sind, stelle man Papierfenster her. — Die Köpfe des Blumenkohls sind dadurch, daß man die über sie hinausragenden Blätter nach innen einknickt, vor etwa überraschend kommendem Frost zu schützen.

An den Tomatenpflanzen kneifen wir weiter die aus den Zweigen seitwärts treibenden Spitzen ab und nehmen die schwächeren Zweige ganz weg, damit die Früchte größer werden und schneller reifen. Blüten, die sich noch zeigen, werden entfernt, sie bringen doch keine reifen Früchte mehr. Unkraut darf ebensowenig wie Ungeziefer auch im herbstlichen Garten nicht aufkommen. Die jetzt in großen Mengen abfallenden unbrauchbaren Pflanzenreste kommen auf den Komposthaufen, kranke Pflanzenteile werden verbrannt.

Im **Obstgarten** reifen Birnen und Herbstäpfel, gegen Ende des Monats auch schon einige Winterapfelsorten. Frühobst wird einige Tage vor völliger Reife abgenommen. Dagegen darf Winterobst erst geerntet werden, wenn sich beim Anheben der Frucht der Stiel leicht vom Zweige loslöst oder der Baum auch bei Windstille gesunde reife Früchte fallen läßt. Das Arbeiten im Baume bietet gute Gelegenheit, gleichzeitig kranke, abgestorbene und zu dicht stehende Aeste zu entfernen. Unbedingt empfiehlt sich ein oberflächliches Ausputzen der Bäume unmittelbar nach der Ernte. Dadurch reift das junge Holz besser, die Fruchtaugen bilden sich besser aus, auch läßt sich, während die Bäume noch belaubt sind, leichter herausfinden, welche Zweige zu dicht stehen. Gegossen und gedüngt wird jetzt nur noch, wenn junge Bäume bei großer Dürre in Gefahr sind, sonst reift das Holz nicht mehr aus.

Ueber den Trauben und späten Pfirsichen entfernt man die Blätter, damit die Sonne ihre Reife vollendet. Die Baumscheiben gräbt man tief um und düngt sie mit Kalk. Stämme und stärkere Aeste werden von Moos, Flechten und Rindenschorf gereinigt, unter denen sich die Insektenbrut Unterschlupf für den Winter sucht. Brand- und Krebsstellen schneidet man aus, große Wunden erhalten einen Lehmverband oder Teeranstrich, kleinere verstreicht man mit Baumwachs. Um die Stämme legt man jetzt schon die Papiergürtel, damit sie mit Raupenleim bestrichen werden können, sobald der erste Frostspanner sich zeigt. Neupflanzungen bereitet man beizeiten vor. Beerensträucher kann man jetzt schon umsetzen.

Grünfutter-Ebbe. — Winterfuttervorrat und Tierbestand. — Haar- und Federwechsel. — Stallsäuberung.

Dem Tierhalter bereitet der mehr und mehr fühlbare Mangel an **Grünfutter** allmählich Kopfzerbrechen. Er kann auch jetzt noch alle Abfälle aus dem Garten und vom Felde verwenden. Nur verabreiche man jetzt niemals kaltes und nasses Futter. Alle Kohl- und Rübenblätter, was es auch sei, selbst wenn sie naß und schmutzig sind, lassen sich verwerten. Man wäscht sie sauber ab und trocknet sie in der Nähe des Küchenherdes. Sehr zu tadeln ist das vorzeitige Abschneiden der Rübenblätter. Es geschieht auf Kosten des Eernteergebnisses. Ertrag und Nährstoffgehalt der Rüben leiden darunter sehr.

Nach dem **Futtervorrat**, der für den Winter eingeheimst wurde oder noch beschafft werden kann, richtet sich die Zahl der Tiere, die man behalten kann. Deshalb sind alle Möglichkeiten auszunutzen, Winterfutter heranzuschaffen. Wer zu viel Tiere hat, vermindere seinen Bestand, halbverhungerte bringen keinen Nutzen.

Die Nachsommertage sind besonders geeignet für einen Aufenthalt der **Ziegen** im Freien. Manches Kräutlein bietet jetzt seinen reifen Samen, den die Ziege begierig frißt. Je länger man die Ziegen ihr Futter selbst suchen läßt, desto sparsamer verbraucht sich das getrocknete Rauhfutter. Auf jungen Klee oder junge Luzerne treibe man sie nicht, beides verfüttere man auch nur in geringen Mengen und mit Trockenem vermischt, weil diese Pflanzen sehr blähen. Einige Ziegen verlangen jetzt bald nach dem Bocke. Mit Rücksicht auf die herannahende Deckzeit sind die Zuchtböcke besonders aufmerksam zu versorgen. Auch sie müssen Gelegenheit haben, sich im Freien zu bewegen. Jungtiere dürfen frühestens im Spätherbst, und auch dann nur, wenn sie sehr kräftig sind, gedeckt werden. Besser wartet man damit, bis die Ziegen wenigstens ein Jahr alt sind.

Ziegen und **Kaninchen** verlieren im September die Sommerhaare und dürfen deshalb nicht Zug und schlechtem Wetter ausgesetzt sein. Die zur Zucht bestimmten jungen Häsinnen werden getrennt von den Rammlern gehalten, so daß sie sich weder sehen noch riechen. In der Uebergangszeit von der Grün- zur Trockenfütterung gibt man Rüben- und sonstige Knollengewächse, die jetzt geerntet werden. Rübenblätter verursachen leicht Durchfall, auch Mohrrübenkraut darf nur in kleinen Mengen gereicht werden. Alle Kaninchen, die nicht weiter zur Zucht verwendet werden sollen, müssen jetzt ihr Leben lassen.

Das Federvieh steht in der Mauser und bedarf deshalb kräftigen Futters und sorgsamer Pflege. Zur Federbildung helfen Knochenschrot, Garneelen, Brennesseln, Löwenzahn, überhaupt Grünfutter. Dabei sind die Tiere möglichst warm und trocken zu halten. Unter den Jungtieren wählt man das Beste für den Zuchtstamm aus. Auch hier heißt es: der Tierbestand richtet sich nach der Futterbeschaffung. Wenn möglich, schicke man die Hühner auf die abgeernteten Stoppelfelder. Auch Truthühner, Gänse und Enten finden hier so viel, daß man kaum zu füttern braucht. Genügt die Ausbeute nicht, so gebe man letzteren abends noch geschnittene Möhren, Rüben und dergleichen. Zum Ankauf von Geflügel ist jetzt die beste Zeit. Die Tiere sind im Herbst am billigsten und am leichtesten zu beurteilen. Neugekauftes Geflügel halte man einige Tage gesondert vom eigenen Bestande, damit man nicht Krankheiten einschleppt. Eine umfassende Reinigung der Ställe und Ausläufe ist im September geboten. Im Schlage oder in Käfigen gehaltene Tauben müssen gut gefüttert werden, zumal auch sie jetzt mausern. Nach der Mauser wird auch der Taubenschlag gründlich gereinigt.

Der Hund im Bade.

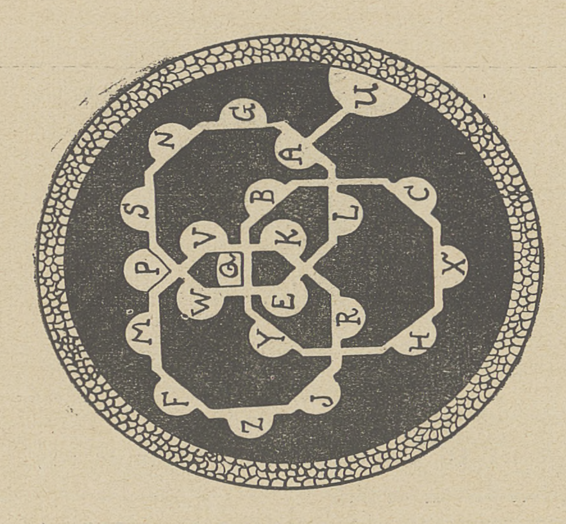
Hunde, die öfter gewaschen werden, sind gesundheitlich widerstandsfähiger und leiden weniger unter Ungeziefer als andere. Die Sorge, daß bei wertvollen Rassetieren das Fell durch das Waschen verdorben werde, ist unbegründet, wenn richtig dabei verfahren wird. Am besten nimmt man zwei reichlich große Gefäße, beide mit warmem Wasser gefüllt. In dem einen bereitet man starken Schaum von einer guten Hundeseife und fügt außerdem ein gutes Desinfektionsmittel bei, wie es jede größere Drogerie für diese Zwecke führt. In dieses Reinigungsbad stellt man den Hund zuerst und läßt das Fell sich voll Wasser saugen. Dabei bearbeitet man den Hund mit dem Schwamm und reibt den Schaum gut in das Fell am ganzen Körper ein. Dabei rede man freundlich auf das Tier ein. Spaßt man auch mit ihm, dann wird es schließlich das Bad ganz angenehm empfinden und sich alles ruhig gefallen lassen. Beim Waschen des Gesichtes gehe man recht vorsichtig zuwege, ebenso auch beim Waschen der Ohren und der Schnauze. Man vermeide, Schaum in die Augen und die Nase zu reiben. Man tue alles mit Vorsicht, nicht in Hast, und tue es auch gründlich.

Ist der Hund im Seifenwasser rein gewaschen, reibe man ihn mit dem Schwamm wieder gut ab und setze ihn sodann in das andere Gefäß, das reines Wasser enthält. Bei weißen Hunden fügt man diesem Spülwasser etwas Waschblau hinzu. Darin wasche man die Seife vollständig aus und gieße reines Wasser aus einem Krug über Kopf, Gesicht und Körper. Bleibt Seife im Fell, und wird auch die Beigabe von Blau im Wasser versäumt, wird das Fell sich nie rein zeigen und die Wäsche ihm sogar schaden.

Ist der Hund gut abgespült, muß er abgetrocknet werden. Dazu verwendet man rauhe Handtücher. Mt ihnen reibt man das Tier gründlich ab. Im Sommer kann es danach ins Freie laufen. Im Winter soll es sich vor dem warmen Ofen ausruhen. Fühlt man nach einer Viertelstunde sein Fell an, wird man erstaunt sein, es noch recht feucht zu finden. Das Tier ist dann nochmals abzureiben, worauf es sich in einem warmen, gut mit Stoff ausgepolsterten Korb ausschläft. Man schütze den Hund sorgfältig vor Erkältung, denn Erkältungen haben bei Tieren die gleichen Folgen als bei Menschen.

Denksport

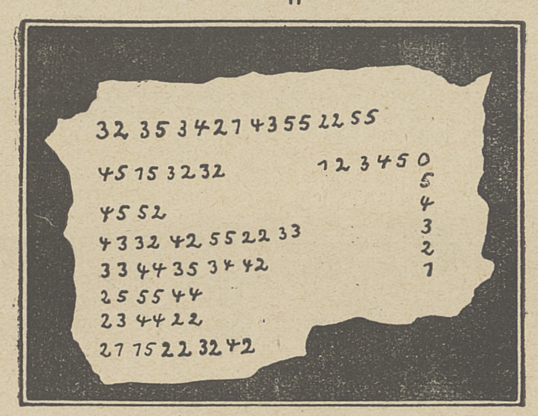
Im Bankgewölbe.



In dem Turmkeller eines großen Bankgebäudes sind diebes- und feuerfeste Stahlkammern eingebaut, die untereinander durch einen Gang verbunden sind. Jede Stunde muß der Wächter vom Wachtraum U aus die Gänge abgehen und die Kontrolluhren bedienen.

Frage: Wie muß der Wächter seinen Rundgang vornehmen, um auf einem einmaligen Kontrollgang keinen der Gänge doppelt abzugeben? Es gibt mehrere Wege.

Der Kassiber.



32 35 34 27 43 55 22 55

45 15 32 32   1 2 3 4 5 0

45 52   5

43 32 42 55 22 33   4

33 44 35 34 42   3

25 55 44   2

23 44 22   1

27 15 22 32 42

In einem Untersuchungsgefängnis wurde ein Kassiber, d. i. eine geheime Mitteilung eines Gefangenen an eine andere innerhalb oder außerhalb des Gefängnisses befindliche Person, beschlagnahmt.

Frage: Wie lautete der Inhalt des Kassibers? Wie lange brauchen Sie zur Entzifferung?

Denkaufgaben.

Brüderlich geteilt.

Walter, Klaus und Edgar statteten dem nachbarlichen Obstgarten einen Besuch ab. Als sie just beim besten Schmausen waren, kam der Besitzer mit erhobener Peitsche angehumpelt. Schnell steckte ein jeder noch so viel Aepfel, wie er irgend erhaschen konnte, ein und lief dann eiligst davon. In einem geheimen Schlupfwinkel angekommen, beschlossen die drei, ihre erbeuteten Aepfel brüderlich zu teilen. Deswegen gab Walter von seiner Beute so viel Aepfel an Klaus und Edgar ab, wie jeder von ihnen eingesteckt hatte. Alsdann gab Klaus von den Aepfeln, die er nun besaß, an Walter und Edgar so viel ab, wie Walter und Edgar jetzt jeder in der Hand hatten. Und schließlich gab Edgar von den ihm zugeteilten Aepfeln an Walter und Klaus so viel Aepfel ab, wie sie jeder ihrerseits in den Händen hatten. Und siehe da: jeder von ihnen hatte nun genau 16 Aepfel.

Frage: Wieviel Aepfel hatte Walter, wieviel Klaus, wieviel Edgar ursprünglich eingesteckt?

Das beleidigte Gericht.

Ein Herr stand als Zeuge vor Gericht. Bevor das Verhör seinen Anfang nahm, wurde er nach seinen Personalien gefragt. Es entspann sich zwischen ihm und dem Vorsitzenden des Gerichts folgender Dialog:

Vorsitzender: Wer ist Ihr Vater?

Zeuge: Mein Sohn.

Vorsitzender: (verwundert) Nanu?? Und wer ist Ihr Sohn?

Zeuge: Der Schwager meines Vaters.

Vorsitzender: (noch verwunderter) Sehr sonderbar! Wer ist denn Ihre Mutter?

Zeuge: Die Schwester meines Sohnes!

Vorsitzender: (aufbrausend) Wie??? Ihre Mutter ist...?

Zeuge: ... die Tochter meines Bruders.

Vorsitzender: (wütend) Herr!! Wir werden Sie wegen ungebührlichen Benehmens vor Gericht in Strafe nehmen! Sagen Sie uns jetzt genau, wer Ihr Vater ist!!

Zeuge: Der Urenkel meiner Frau!

Vorsitzender: (schlägt auf den Tisch) Was nehmen Sie sich hier heraus? Wer sind Sie denn eigentlich?

Zeuge: (zerknirscht) Mein Großvater!

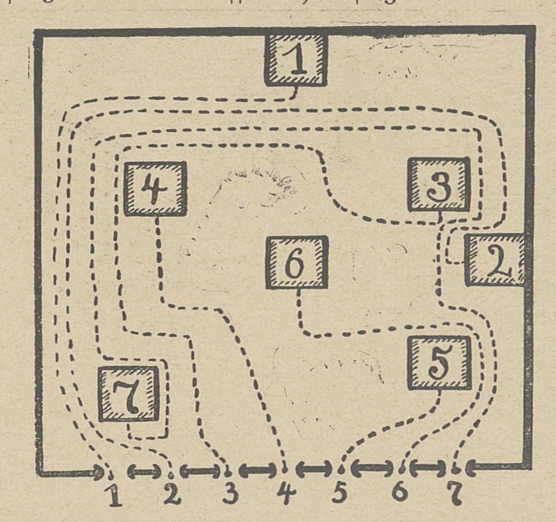
Das aber wurde dem Gericht denn doch zu bunt. Es nahm den Zeugen in eine empfindliche Strafe; mußte jedoch nach genügender Aufklärung die Strafe wieder zurücknehmen.

Frage: Wie erklären sich diese Verwandtschaftsverhältnisse?

Auflösungen aus der vorigen Nummer.

Wissen Sie sieben Auswege?

Wie bereits mitgeteilt, gibt es mehrere Auflösungen. Wir veröffentlichen folgende:



Unser Preisschreiben vom 21. August.

Lösung.

Der Name des Schauspielers, der auf Grund der in der Ausgabe vom 21. August veröffentlichten Karikatur zu erraten war, lautet

Karl Dane.

Ist Ihnen etwas aufgefallen?

Nein, ist Ihnen wirklich nichts aufgefallen? Sie haben sich hoffentlich die Notiz aufbewahrt? Nun, ich will Ihnen verraten, was meinem Freunde, dem Korrekturleser, aufgefallen war: in keinem einzigen Wort der Notiz kommt der Buchstabe „r“ vor! Ist das nicht wirklich ein seltsames Zusammentreffen von Worten! Hand aufs Herz: haben Sie's gemerkt? Ja? Dann sind Sie ein Oberdenksportmeister!

Domino in der Eisenbahn.

Der erste Reisende muß 1,50 ℳ $= {}^3/_4$, der zweite 0,50 ℳ $= {}^1/_4$ des Einsatzes erhalten. Denn der zweite Reisende würde nur in dem Fall die Partie gewinnen, wenn er die beiden folgenden Spiele, das 8. und 9., gewinnen würde. Dafür **ist aber die Wahrscheinlichkeit** $= {}^1/_2 \cdot {}^1/_2 = {}^1/_4$ **Der** erste Reisende würde die Partie in zwei Fällen gewinnen, nämlich 1. wenn er das achte Spiel gewinnt, und 2. wenn zwar das 8. Spiel vom zweiten Reisenden, das 9. aber vom ersten Reisenden gewonnen wird; woraus sich für den ersten Reisen**den die Wahrscheinlichkeit** ${}^1/_2 + {}^1/_2 \cdot {}^1/_2 = {}^3/_4$ **ergibt.**

Die auf der Straße ihr Geld verdienen.



Der aufmerksame „Laubenkolonist“ bei der Düngerernte.



Im Bauschutt wird das Brennholz für den Tagesbedarf gefunden.



Für das Kleinvieh wird Grünfutter am Rande von Straßenwiesen geerntet.



Der Stummelsammler, eine alltägliche Erscheinung in der Großstadt.



Zur Aufschüttung von Straßen wird oft Schlacke benutzt, aus der man noch manch gutes Stück Koks sammeln kann.



Der neueste Berliner Beruf: Der sogenannte Schmetterlingssammler, der noch brauchbare Fahrscheine an den Haltestellen der Elektrischen vom Boden aufhebt.

Die lustige Welt



Na, also.

„Und Sie me... wirklich, daß eine einzige Flasche von Ihrem Mittel den Husten kuriert?"
„Sicher, mein Herr, bis jetzt hat wenigstens noch niemand eine zweite Flasche verlangt!"

Ich und Strohwitwer.

Humoreske von
Ludwig Waldau.

(Nachdruck verboten.)

Dabei hatte ich mich so darauf gefreut, endlich einmal, nach tödlich langer Ehegemeinschaft, Strohwitwer spielen zu dürfen. Ach, was hatte mir alles vorgeschwebt. Schlaflose Nächte verbrachte ich vorher in freudigster Herzbeklemmung! Süße Bilder holdester Jungweiblichkeit, feuchtfröhlichster Stammtischsitzungen bis zum Morgengrauen umgaukelten meine wachen Träume! O, ich würde nachholen, was ich versäumt in langen Jahren, ich würde aufblühen wie eine Wunderblume nach langer Dürre. Wenn ich sage: eine lange Dürre, so meine ich damit selbstredend nicht meine Frau. Die ist kurz und dick.

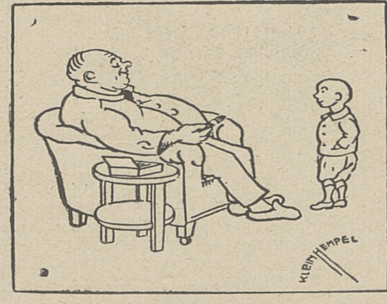


Rivalen.

„Erlauben Sie, ich bin dreimaliger Meister im Fechten!"
„Wat denn? Wat denn? und ick hab meinen ersten Buchhalter schon rausschmeißen müssen wegen Ueberstundenverweigerung!"

Und als dann am Tage der Abreise mein Weib mich zum 189. Male aus dem sich schon in Bewegung setzenden Zug heraus ermahnte: „Hörst du! Mach mir ja keine Dummheiten!" da beging ich in überschwenglicher Freude über das Abfahrtssignal schon die erste: ich fiel dem Mann in der roten Mütze dankbar rund um den Hals und gab ihm einen herzhaften Schmatz. „Sind Sie verrückt?!" schnauzte der Geliebkoste empört und: platsch! hatte ich eins mit dem Abfahrtswinker auf meinen neuen steifen Hut, der sich entsetzt nach innen bog und mir bis über die Nase rutschte. Liebliches Grinsen der Bahnsteigbevölkerung begleitete mich wohlwollend durch die Sperre. Doch was tat's! Ich war frei! Frei auf drei Wochen! So lange wollte und sollte meine Frau auf Anraten des von mir bestochenen Arztes sommerfrischlern. Endlich hatte ich sie mal losgeeist von ihren heimischen Penaten. Ja, ich mußte mich mal erholen.

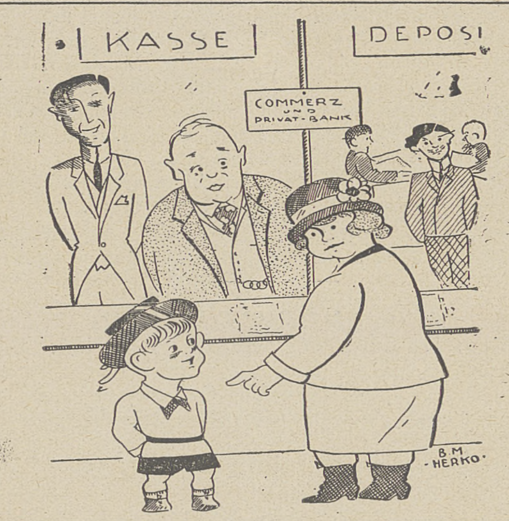
So. Nun vom Bahnhof schnell nach Hause, umziehn und fort. Bummeln, bummeln in seliger Freiheit! Es war schon schummrig, als ich die Wohnung



Partieller Ersatz.

„Papa, ich möchte so gern mal eine Seereise machen!"
„Hier, rauche ein paar Züge von meiner Brasil-Zigarre, dann lernst du wenigstens die Seekrankheit kennen."

betrat. Also fix! Jacke, Weste, Kragen runter, Schuhe aus, schnell gewaschen. Eben striegelte ich meine Lämmerlocken, als mich plötzlich innere Mächte trieben, das bewußte kleine Sitzungslokal aufzusuchen. Leider befindet sich dasselbe bei uns außerhalb der Wohnung im Treppenhaus. Na, es war mittlerweile Abend geworden, so daß ich's schon wagen konnte, im Negligee bewußte Gelegenheit aufzusuchen. Also: schnell! Es ging schon auf 20. Schwupp! war ich draußen. Wie ich vor der bekannten und beliebten kleinen Tür stehe, habe ich — keinen Schlüssel! Also: zurück! Als ich in die Wohnung will, merke ich, daß ich auch den Vor-



Die kluge Frau.

Eine Frau kommt mit einem Jungen in eine Bank und verlangt zum Erstaunen des Kassierers eine Ofenbank.

Dieser wendet sich an den Direktor, der nochmals (auf den Jungen sehend) fragt:
„Ist dies Ihr Ernst?"
„Nein, dies ist mein Karl, er hat nur Ernstens Jacke an."

saalschlüssel nicht bei mir habe! Mir steht mein Herz still! Donnerwetter noch mal! Ausgesperrt habe ich mich, ach du heil'ger Strohsack! Was nun!?! Ich muß hinein, muß! Erstens hier und zweitens dort! Halt! Da fällt mir ein: vom Gangfenster kann ich sicher das Dach der angebauten Werkstatt erreichen und von da ins offene Küchenstenster steigen. Gedacht, getan. Ich klettere mühselig durch das Gangfenster, rutsche kühn das schräge Oberlichtdach der Werkstatt runter und lande glücklich auf dem flachen Teil des Daches. Schon steh ich in der Nähe des Küchenfensters. Zuu! ganz zu. Ich versuche, das schräge Oberlichtdach bis zum Fenster hinaufzuklimmen. Umsonst! Ich rutsche auf dem glatten Glas immer wieder ab. Verzweiflung, tiefste Erbitterung im neugebackenen Strohwitwerherzen steh ich nun ratlos nur mit Hemd und Hose bekleidet in Strümpfen auf dem Dach. Da geht unten plötzlich die Hoftür. Zwei Frauen gehen ins Hinterhaus durch den Hof. Jetzt — jetzt hat mich die eine gesehen, denn mein weißes Hemd leuchtet gespensterhaft im Dunkel des Abends. „Einbrecher!"



Die Minute.

Er: „Bist du bald fertig, Schatz?"
Sie: „Wenn du bloß nicht immer wieder so dumm fragen wolltest! Seit einer Stunde sage ich dir, daß ich in einer Minute fertig bin."

schreit das Weib entsetzt. „Diebe! Mörder!" kreischt die andere, und schon flüchten sie ins Hinterhaus, alles alarmierend. Verzweifelt suche ich nochmals zum Küchenfenster zu gelangen. Umsonst. Unten im Hof plötzlich Laufen, Stimmen. „Leitern her!" knarrt eine befehlsgewohnte Kehle. Dann: „Zurück! ins Haus! Vielleicht wird geschossen!" Mir schlottern die Waden fast hörbar. Und ehe ich mich ermanne, gucken schon von zwei Seiten Polizeihelme über den Dachrand. „Hände hoch!" Zwei Riesenrevolver liebäugeln zielsicher mit meiner sterblichen Hülle. Und ehe ich mich's versehe, schleppen mich die Uniformen gefesselt die Leiter runter. „Erlauben Sie mal, ich bin doch ..."



Beim Charleston.

„An was denken Sie, Fräulein Mimi?"
„Oh, an nichts."
„Wollen Sie nicht auch mal ein bißchen an mich denken?"
„Aber das tue ich ja!"

„Maul halten! Vorwärts!" kommandiert der eine jedoch und los geht's, nach der nächsten Wache. Alle Protestversuche verpufften. „Wir werden schon alleene rausknobeln, wer du bist, mein Junge!" Was half es mir, auch auf der Wache immer wieder zu beteuern, daß ich der und der sei, daß ich „bloß mal wohingemußt" hätte, daß ich die Schlüssel vergessen hätte und so fort, man glaubte mir nicht, denn ich konnte mich nicht legitimieren und mußte ins Loch. Lediglich an meine Frau telephonierte man „probeweise zur Orientierung". Die kam auch am Abend des andern Tages, sie kam und siegte, wie immer. Ihrer Beweiskraft war man auch hier nicht gewachsen. In einer geschlossenen Taxe fuhr sie mit ihrem befreiten „Einbrecher" nach Hause. Im Auto sagte sie kein Wort, aber zu Hause!!! Wenn Cicero, der berühmte Redner, diese Zunge in dieser „Form" hätte erleben dürfen, er hätte seine weggeschmissen, aus Scham und Neid vor solcher vollendeten Schleudertechnik.

Wenn meine Frau aber wieder mal auf Sommerfrische gehen sollte, reise ich lieber mit. Ich habe zum Strohwitwer gar kein Talent.



Richtig.

Wenn ich abends im Bett liege und der Mond scheint, sehe ich manchmal die ganze Tapete lebendig werden."
„Das sind die Nerven!"
„Nee, ich halt's für Wanzen!"

Sein Beruf.

„Der Sträfling Schimpf wünscht in seinem eigenen Beruf beschäftigt zu werden, Herr Direktor", sagt der Gefangenenwärter.
„Aber selbstverständlich, der Mann hat alles Recht zu dieser Forderung", sagte der loyale Direktor des Gefängnisses. „Was ist er denn im Privatberuf?"
„Flieger, Herr Direktor." H. N.

Der Neger.

Mutti hat in der Kommode eine Silhouette ihres Vaters gefunden. Sie ruft Fritzchen:
„Guck mal, Fritzchen, hier ist ein Bild von deinem Großvater!"
Fritzchen betrachtet aufmerksam die Silhouette.
Dann sagt er:
„Das hättest du mir eigentlich schon längst mal erzählen können, daß mein Großvater ein Neger gewesen ist." U. J.



Er hat genug.

„Hast du gehört, im Kino wird heute gespielt, der Mann mit den 1000 Frauen — wie muß es dem bloß zumute sein, wo wir schon mit einer genug haben.

Sport

S. V. Biala-Lipnik — D. F. C. Sturm 2:1 (1:0)

Pokalspiele haben stets auf unser Sportpublikum eine große Anziehungskraft ausgeübt. Auch bei diesem Spiel waren mehr Zuschauer alls sonst bei Wettspielen anwesend, was auch darauf zurückzuführen, war, daß der Veranstalter, der „B. K. S.“, Minimalpreise von 50 Groschen auf allen Plätzen festgesetzt hatte. Unsere Vereine sollten sich daran ein Beispiel nehmen und öfters billige Propagandaveranstaltungen durchführen, um neue Freunde für den Sport zu gewinnen.

Das Spiel begann in einem scharfen Tempo Beide Mannschaften mühten sich, den Sieg zu erringen. Schiedsrichter Posner verfolgte am Anfang des Spieles den richtigen Weg. Er bestrafte jedes kleine Vergehen, um das Spiel nicht ausarten zu lassen und bis zur Halbzeit ging alles gut. Als aber dann ein Zuschauer gegen Schiedsrichter Posner eine Bemerkung fallen ließ, unterbrach der das Spiel und verlangte von den anwesenden Ordnern des „B. K. S.“ die Entfernung des Rufers.

Bialski Klub Sportowy



von links nach rechts: Smelty A., Hussak, Sadlik S., Ptasinski, Präses Rechnungsrat Ohli, Domsal, Niedoba, Stachak I, Stachak II, knieend: Kaczmarczyk, Wyporek, Sadlik J.

Photo: Kwasniewski.

Schiedsrichter Posner ließ sich erst nach langem Zureden und Bitten herbei, das Spiel weiter zu leiten. Von diesem Zeitpunkte an hatte „Sturm“ durch absichtliche Fehlentscheidungen des Schiedsrichters zu leiden, denn Schiedsrichter Posner vermutete den Rufer im Lager der „Sturm“-Anhänger. Ein regelrecht erzieltes Tor „Sturms“ wird nicht anerkannt. Wegen kleinster Vergehen, die oft keine sind, wird „Sturm“ bestraft und zum Schlusse das Spiel um 9 Minuten zu früh abgebrochen.

Durch dieses Vorgehen hat Schiedsrichter Posner auch dem „S. V. Biala-Lipnik“ nur geschadet und nicht genützt. Durch eine derart demonstrative Leistung eines Spieles wird dem Sport nur geschadet. Wir wollen hoffen, daß das Bielitzer Kollegium entsprechende Schritte gegen Schiedsrichter Posner einleiten wird.

Die Mannschaften traten in folgender Aufstellung an:

„Biala-Lipnik“. Szczygiel, Tomaszczyk II, Jendrusiak, Olszowski, Laske, Möhwald, Kryspin, Tomaszczyk I, Navara, Stanik.

„Sturm“. Ruschniok, Babik, Schwarz, Wacha, Hudecki, Dobija, Gruschkowski, Lenski, Bathelt, Hazuk, Kendzur.

Das Spiel beginnt pünktlich um 4 Uhr nachmittags. Biala-Lipnik hat Anstoß und kommt zuerst vor das Tor des Gegners. Beim Gegenangriff verschuldet Tomaszczyk einen Freistoß, den Szczygiel abwehrt. Auch Biala-Lipnik läßt einen Freistoß knapp vor dem Tore unausgenützt. Dann offenes Spiel., Auf beiden Seiten zeichnen sich die Tormänner aus. Eine sichere Chance vergibt Lipnik und knapp darauf rettet Ruschniok. Einen Eckstoß wehrt Szczygiel ab. Einen Freistoß, von Navara getreten, fängt Ruschniok. Bei einem Angriff „Sturms“ kommt Bathelt allein vor das Tor, schießt aus kurzer Entfernung über das Tor und vergibt damit eine sichere Chance „Sturms“. Reiter begeht des öfteren hinterlistige Fouls und wird ermahnt. Ein Foul gegen Lipnik von der Strafraumgrenze führt Bathelt aus. Den Ball übernimmt Hasuk und schießt knapp neben der Stange ins Out. Gelegentlich eines Mißverständnisses zwischen Schwarz und Ruschniok übernimmt Tomaszczyk den Ball und erzielt in der 36. Minute den führenden Treffer für seine Farben. Noch einmal muß Ruschniok eingreifen und rettet zu Corner, der aber nicht mehr durchgeführt wird, da die Zeit abgelaufen ist.

Nach Wiederbeginn hat „Sturm“ mehr vom Spiel und ist größtenteils im Angriff. Die oben geschilderten Vorfälle spielen sich ab und ein regelrecht erzieltes Tor wird für Sturm nicht gegeben. Hazuk vergibt eine Chance und erst in der 25. Minute erzielt Bathelt den Ausgleich. Beiderseits wird jetzt auf Sieg gespielt. Angriff auf Angriff wechselt bis in der 30. Minute Kryspin, nachdem Ruschniok beim Sprunge um den in der Luft befindlichen Ball foul angegangen wird, das 2. Tor erzielt. Alle Anstrengungen „Sturms“ den Ausgleich doch noch zu erzielen, werden durch den Schiedsrichter zu nichte gemacht, der bald Offside, bald Foul gegen „Sturm“ pfeift und den Höhepunkt seiner Fehlentscheidungen durch den vorzeitigenn Abpfiff des Spieles erreicht.

Die bekannte Berliner Leichtathletin, Fräulein Dr. Passavant, wurde als erste Frau in den Frauenausschuß der Obersten Deutschen Sportbehörde gewählt.

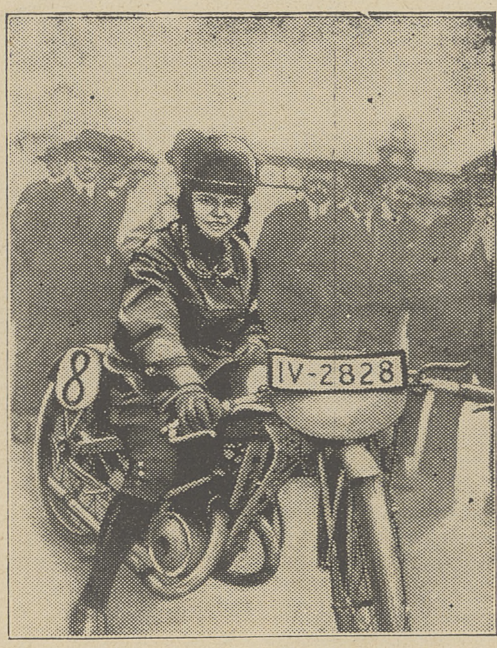
Gruppenbild des Bielitzer Sportklubs



Olympische Winterspiele 1928 St. Moritz.

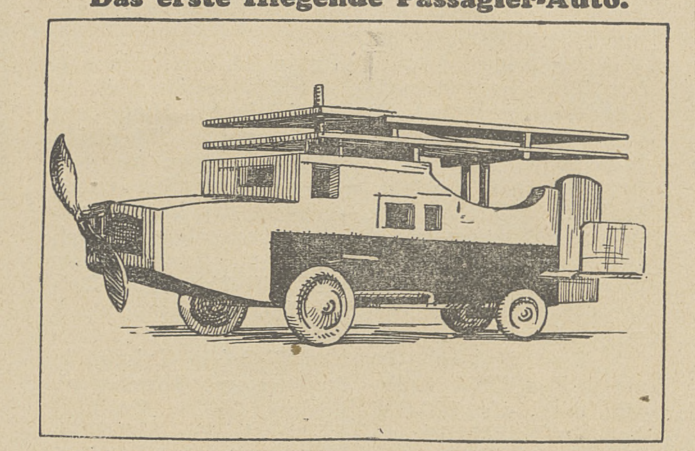
Das Schweizerische Olympische Komitee hat das Programm für die Mitte Februar 1928 in St. Moritz stattfindenden Olympischen Winterspiele wie folgt, ausgearbeitet: Sonnabend, 11. Feber: Eishockeyspiel; Sonntag: Militär-Skipatrouillenlauf; drei Hockeyspiele; Pferderennen. Montag: Eisschnellaufen über 500 m., ferner 1—2 Hockeyspiele; nachm.: Eisschnellaufen über 5000 m., ferner 1—2 Hockeyspiele. Dienstag: Ski-Dauerlauf über 50 Klm., Eisschnellaufen über 1500 m., und Pflichtkunstlaufen für Damen und Herren, ferner 1—2 Hockeyspiele; nachm.: Eisschnellaufen über 10.000 m., ferner 1—2 Hockeyspiele. Mittwoch: Kür-Kunstlaufen für Damen und Herren, ferner 1—2 Hockeyspiele; nachm.: 2—3 Hockeyspiele. Donnerstag: Skeleton-Rennen; nachm.: Paar-Kunstlaufen und Bobsleighrennen. Freitag: Ski-Langlauf über 18 Klmtr., 2 Hockeyspiele; nachm.: Bobsleighrennen. Sonnabend: Während des ganzen Tages Skisprungskonkurrenz auf der Olympia-Schanze. 19. Februar: Hockeywettspiel um den 3. und 4. Platz; nachm.: Hockeyfinale.

Die Motorrad-Meisterschaften in Berlin.



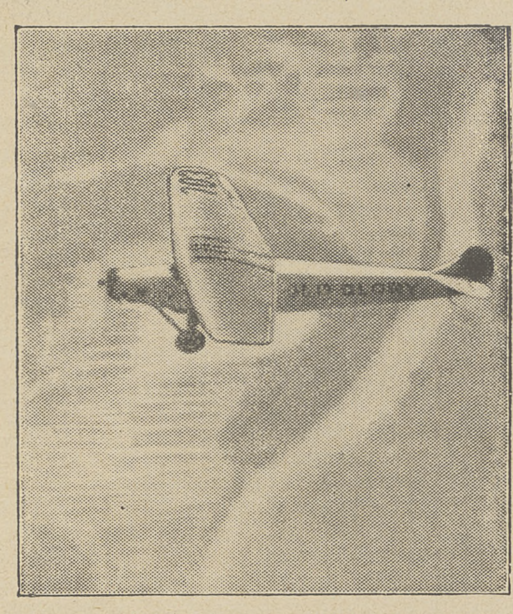
Am Sonntag, den 11. d. M. fanden in Berlin auf der Avus die Motorradmeisterschaftskämpfe statt. Als einzige Dame beteiligte sich Frl. Hanni Köhler auf ihrer kleinen, niedrigen, aber außerordentlich schnellen Neander-Maschine.

Das erste fliegende Passagier-Auto.



Der Berliner Ingenieur Ernst Reinke hat ein fliegendes Passagier-Auto konstruiert, das man als Auto im Straßenverkehr und gleichzeitig auch als Flugzeug benutzen kann. Das Auto besitzt zwei verschiedene Motoren, vorn den Flugzeugmotor und hinten den Automotor, der die Hinterräder im Straßenverkehr antreibt. Im Passagierraum ist Platz für vier Personen.

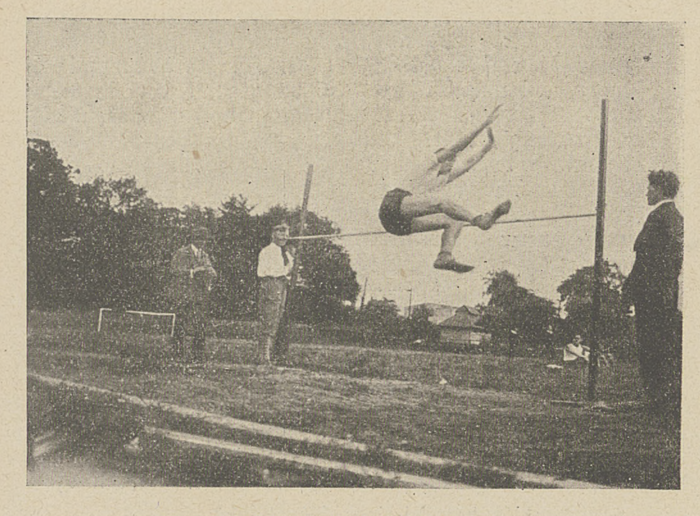
Die „Old Glory“



Das amerikanische Ozeanflugzeug „Old Glory“, das sich auf dem Fluge von New-York nach Rom befand, stürzte ins Meer und rief die Dampfer „Lapland“, „Carmenia“ und „Transsylvania“ um Hilfe an. Es wurde nicht aufgefunden und muß als vernichtet gelten.

Sport

Hochsprung.



Wichata 3. Preis (B.B.S.V.)

Photo F. Pernersdorfer.

Hochsprung



Sroka Josef, 1. Preis (B. K. S.)

Photo F. Chalupka

Hochsprung,



Wischata, 2 Preis (B. B. S. V.)

Photo F. Chalupka

Das leichtathletische Meeting.

Auf dem Platze des jubilierenden Vereines begannen um 9 Uhr vormittags die leichtathletischen Wettkämpfe. Bei der großen Anzahl von Teilnehmern, wäre eine etwas bessere Organisierung von Vorteil gewesen, da man von einer Konkurrenz zur anderen lange warten mußte, denn bald fehlte dieser oder jener Behelf für die Schiedsrichter. Dafür würde man aber durch gute Leistungen der Teilnehmer entschädigt. Unsere heimischen Leichtathleten haben auch von auswärts starke Konkurrenz bekommen. Es ist schade, daß diese vielleicht schönste aller Sportarten bei uns nicht mehr gefördert wird.

Einzelne Mitglieder des B. B. Turnvereines traten für die Farben des „B. B. S. V.", dem sie auch angehören, an und konnten in mehreren Konkurrenzen siegreich sein. Im Straßenlauf siegte Motyka — A. Z. S., Krakau, einer unserer besten Langstreckenläufer in Polen. Preis ein wertvoller Pokal. Von den bei uns bekannten Läufern konnte sich lediglich Biernat von der Militärmannschaft durchsetzen. Er endete knapp nach dem Sieger als zweiter. An dritter Stelle langte ein Wandervogel aus Dzieditz ein. Kubaczka und Sohlich vom „B. B. S. V." fielen ganz ab. Nachstehend die Resultate.

Straßenlauf durch Biala — ca. 3000 Meter.

1. Motyka — A. Z S., Krakau (11.27 Minuten)
2. Biernat — 3. Regiment Bielitz. (12.05 Min.)
3. Rottek — Wandervogel, Dzieditz. (12 30 Min.)

100 Meter Lauf.

Nach 4 Vorläufen kommen in die Entscheidung.

1. Tetzner Walter (B. B S. V.) 11.4 Sekunden.
2. Jung Sigi (B. B S. V.) 11.9 Sekunden.
3. Czernacki (12. Reg. Wadowice) 12 Sekunden.

Hochsprung.

1. Josef Sroka (B. K. S. Biala) 1.56 Meter.
2. Cwiklinski (S. V. Biala-Lipnik) 1.52 Meter (durch Los)
3. Wischata (B. B S. V.) 1.52 Meter.

Weitsprung.

1. Tetzner Walter (B. B. S. V.) 6.16 Meter
2. Korporal Gawda (3. Reg.) 6. Meter.
3. Jung Sigi (B. B. S. V.) 5.80 Meter.

Diskuswerfen.

1. Karl Alfred (B. B S. V.) 30 Meter.
2. Ostrowski (Koszarawa) 28.90 Meter
3. Hussak L. (B. K.S.) 28.08 Meter
4. Tetzner Walter (B. B. S. V.) 28 Meter.

Speerwerfen.

1. Pernersdorfer (B. B. S. V.) 43.33 Meter
2. Hussak L. (B. K. S.) 42.90 Meter
3. Cwiklinski (S. V. B. L.) 42.52 Meter

Radrennen über 30 Kilometer.

1. Böhm (B K. S. — Biala) 57.1 Minuten. (Der Sieger erhielt einen Pokal.)
2. Gembala (B. K. S. —Biala) 57.17 Minuten.
3. Piotrowicz (Cracovia) 59.28 Minuten.

Radrennen über 20 Kilometer für Gäste.

1. Obtulowicz (Koszarawa—Saybusch)
2. Ozaist (Koszarawa—Saybusch)
3. Ullrich (Cracovia—Krakau)

Radrennen um die Meisterschaft der Sektion des B. K. S.—Biala über 20 Kilometer.

1. Juzag
2. Böhm,
3. Flettner.

Weitsprung mit Anlauf.



Fetzner, 1. Preis (B.B S.V.)

Photo F. Chalupka.

Diskus.



Alfred Karl, 1 Preis(B. B. S. V.)

Photo. F. Pernersdorfer.

Start 30 Kilometer Radrennen.



Photo F. Chalupka.

Vor dem Kampf Tunney — Dempsey.

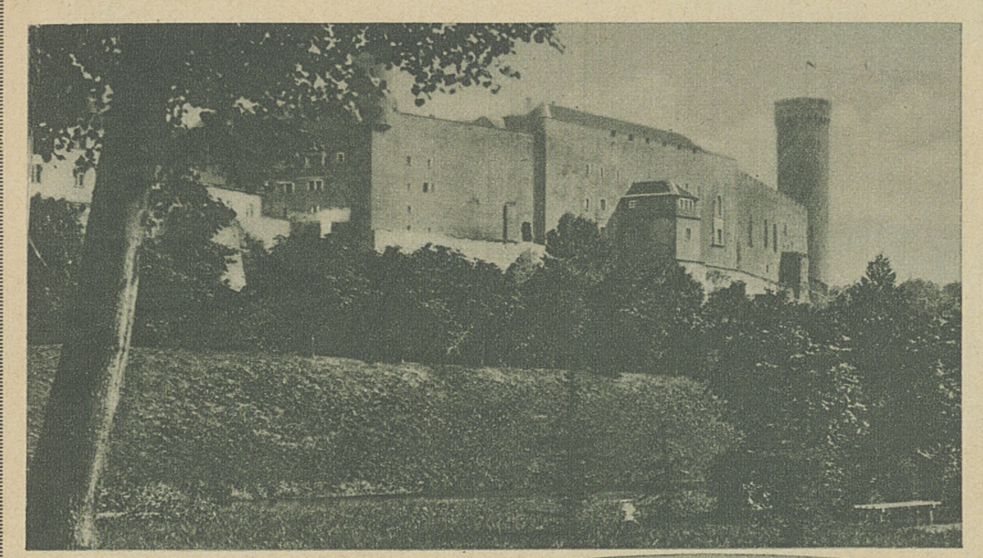
In Amerika ist man mitten in den Vorbereitungen für den Weltmeisterschaftskampf der Schwergewicht. Dank seiner 140.000 Personen fassenden Arena „Soldiers Field" konnte Chicago für das Treffen Tunney—Dempsey diesmal New-York den Rang ablaufen. Es scheint fast, als wolle die Begegnung vom 22. September alle Rekords schlagen. Bisher waren die Einnahme-Rekords folgende: Dempsey—Tunney 1,895.723 Dollar, Dempsey—Carpentier 1,626.580 Dollar, Dempsey—Firpo 1,188.822 Dollar, Dempsey—Sharkey 985.000 Dollar. Demgegenüber hat der Verkauf der Plätze für den neuen Weltmeisterschaftskampf bereits die exorbitante Summe von über anderthalb Millionen Dollar erreicht. Täglich werden für annähernd 100.000 Dollar Karten verkauft und Tex Rikard rechnet mit einer Gesamteinnahme von rund drei Millionen Dollar. Eine solche Ziffer wäre sicherlich auf Jahre hinaus, vielleicht für immer, ein nicht zu schlagender Rekord. Falls es regnet, müßte der Kampftag natürlich verschoben werden. Dieses Risiko scheint aber nicht allzu groß zu sein, denn die Wetterpropheten haben ausgerechnet, daß es am 22. September während der letzten 50 Jahre nur 14 mal geregnet hat.

Die beiden Gegner befinden sich bereits in vollem Training., Dempsey, der bekanntlich sonst in Los Angelos wohnt, mietete sich in der Umgebung von Chicago eine Villa und Tunney hat sich gleichfalls in Chicago niedergelassen. Zwischen den beiden Managern hat ein Wettengagement der amerikanischen Schwergewichte eingesetzt. Es werden ungeheure Summen für die Sparringpartner der beiden Gegner geboten. So offerierte Dempsey dem Bezwinger von Harry Wills, Bill Tate, 100 Dollar pro Tag. Der Mulatte überragt Dempsey um mehr als einen halben Kopf.

Das Stadion „Soldiers Field" in Chicago ist ein großes Oval, dessen Tribünen und Estraden allein mehr als 100.000 Personen fassen. Es werden dort alljährlich zahlreiche große Baseball-Matches, sowie Rugby- und Fußballkämpfe veranstaltet. Auf dem großen Platz, dessen Mitte der Ring einnehmen wird, werden Sitzplätze für nochmals 40.000 Personen errichtet. Die Preise der Plätze variieren zwischen 5 und 40 Dollars. Ferner sind Vorkehrungen getroffen, um 20.000 Automobile parkieren zu können, die zu einem halben Dollar während des Kampfes bewacht werden. Für den Kampftag sind Extrazüge von New-York, Cleveland, Saint-Paul ,Detroit, Indianapolis und anderen Städten vorgesehen. In Chicago bereitet man sich zur Aufnahme von mehr als 100.000 Gästen vor. Die Preise der Hotelzimmer sind denn auch bereits auf das Dreifache gestiegen. Wenn man weiß, daß es in Chicago Hotels gibt, welche über 3000 Zimmer (alle mit Bad) zu einem Normalpreis von 10 Dollar vermieten, so kann man sich allein an diesem Beispiel vorstellen, was für immense Summen bei diesem Kampfe im Spiele sind.

Alt-Reval

Von Edmund Hunnius. Mit Illustrationen nach Aufnahmen des photographischen Ateliers von J. & P. Parikas, Reval


Ordensschloß mit „Langem Hermann“

Mag man sich der alten Hauptstadt der jungen Republik Estland, Reval, nun zu Lande oder zu Wasser nähern, stets wird man aufs neue überrascht und entzückt sein von dem ungemein reizvollen Bilde, das diese altertümliche Hansestadt dem Beschauer bietet in der wirkungsvollen Umrahmung ihrer ehrwürdigen mittelalterlichen architektonischen Silhouette durch eine landschaftlich schöne charakteristische Umgebung.

Zu Füßen des die Revaler Bucht in weitem Bogen umschließenden bewaldeten Abhangs, in dem das flache Kalksteinplateau


Das Rathaus


Die Gesamtansicht Revals vom Meere aus gesehen

des Hinterlandes jäh zum Meer abstürzt, drängt sich das Gewirr der hohen roten Ziegelsteingiebel an einen schroff aus der flachen Küstenniederung emporsteigenden Hügel, den sogenannten Domberg, zu dem aus der Unterstadt zwei noch heute von altersgrauen Turmtoren beherrschte enge Stiegen hinaufführen. Auf diesem von drei Seiten von den zu schattigen Anlagen umgestalteten Wällen und Gräben der alten Befestigungswerke umgebenen Domberge, dessen enge Gäßchen die früheren Wintersitze des Landadels einrahmen, liegt, umrauscht von uralten Linden, die alte Domkirche zu St. Marien und weiter am steilen Südhange die stattlichen Ruinen des alten Ordensschlosses, dessen eine Ecke noch der herrliche Luginsland aus dänischer Zeit ziert, der sogenannte „Lange Hermann“, von dessen 45 Meter hoher Platiform man einen überwältigend schönen Anblick genießt, weit über Stadt, Land und Meer.


Der „Kiek in de Kök“

Aus dem dunklen Grün der Anlagen reckt sich der dicke graue Leib des aus der Zeit des Ordensmeisters Walter von Plettenberg stammenden „Zwingers“, des sogenannten „Kiek in de Kök“, unter dem roten kegelförmigen Ziegelhelm machtvoll die Stadt beherrschend empor, dahinter die zierlich durchbrochene Barockkuppel von St. Nikolai. Die alte Unterstadt umspannt an den drei vom Dome nicht geschützten Seiten in weitem Bogen der Zug der mittelalterlichen Mauern und Türme, in langen Reihen noch wohlerhalten. Die alten Mauertore sind leider mit den Jahren dem wachsenden Verkehr zum Opfer gefallen, bis auf eines, die Große Strandpforte, die

Die Große Strandpforte

die vom Dome zum Meere hinabführende Langstraße abschließt.

Die engen krummen Gassen der Innenstadt, die an manch altertümlichem Giebelhause mit gotischem geschnitztem Portal, Metallklopfer und Krahnwinde vorüber führen, streben fast alle dem stattlichen Platze zu, an dem sich das schöne alte Rathaus erhebt, mit seinem schlanken minarettartigen Turme, das in allen seinen wesentlichen Teilen noch heute wohlerhalten dasteht, wie vor 500 Jahren. Dom und Unterstadt schließt in weitem Ring eine von Linden und Kastanien beschattete Allee von den modernen nüchternen Vorstädten ab.

Silbenrätsel

Aus den Silben: ad—an—bold—buk—che—chi—des—des—di—durch—e—e—e—e—es—ez—fal—fanz—fe—fe—fir—frau—ge—gen—he—he—heim—in—ja—jon—kaf—klip—ku—la—la—lan—land—le—lek—li—mäh—march—na—ne—nin—o—o—o—pa—pap—papp—per—qui—ran—rat—re—re—rei—rent—ro—rü—sauf—schirm—so—staff—ste—su—ta—tät—tel—tik—tim—tri—tu—tum—ve—ver—wit—xyd—ze—ze—zent—zi— sind 30 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine Goethesche Lebensweisheit ergeben; „ch“ gilt als ein Buchstabe. Bedeutung der Wörter: 1. Erbteil der Witwe, 2. Kraftquelle, 3. Wetterschutz, 4. Betrug, 5. Anlieger, 6. Gewohnheitstrinker, 7. vornehmer Wagen, 8. Weinort, 9. Stadt in Ägypten, 10. innerafrikanische Handelsstadt, 11. astronomischer Begriff, 12. niederträchtiger Kerl, 13. Beiname des Ovid, 14. südlicher Baum, 15. nichtssagendes Geschwätz, 16. Shakespearesche Charaktergestalt, 17. alte Waffe, 18. Weltmeer, 19. Fiebermittel, 20. italienischer Tonkünstler, 21. berühmter Chirurg, 22. Berichterstatter, 23. nichtiger Tand, 24. Gattin, 25. König der Juden, 26. höherer Beamter, 27. süditalienischer Tanz, 28. beliebtes Gift, 29. Sauerstoffverbindung, 30. Kopfschmuck von Tieren. K—e.

Besuchskartenrätsel

Emil Karel
Pest

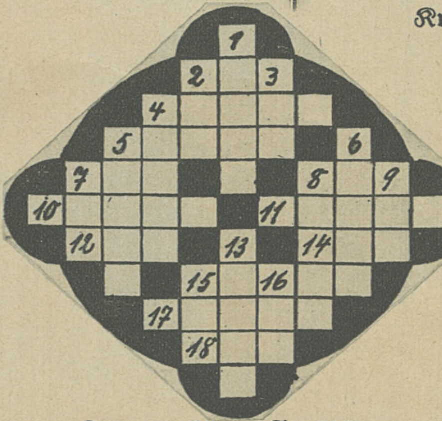
Was ist der Herr? Ple.

Kapselrätsel

In den Wörtern: Tafelgelder, Bratsche, Rotterdam, Erzherzogin, Schleichhandel, Striegel, Ermittelung, Schulanfang, Arztattest, Wingolf, Installateur, Distanzritt, Bildhauer, Globus, Alligation, Bizarrerie, Seidenatlas, Indienststellung, Weltall, Zwergrasse, Brechruhr, Tatort sind andere Hauptwörter enthalten. Zusammenhängend gelesen ergeben deren Anfangsbuchstaben ein Sprichwort. K—l.

Sie und er P. Kl.

Sie steht im Wald. Er indessen
Betätigt eifrig sich beim Essen.



Der entrüstete Sprößling Bo.

„Mutter, der Erich hat mich einen gemeinen Hund geschimpft, weil ich'n die Treppe hinuntergestoßen habe! Und der will mein Freund sein?“

Kreuzworträtsel

Wagerecht: 2. Titel, 4. Kraftmaschine, 5. Behälter, 7. blumige Wiese, 8. Handlung, 10. grüne Flur, 11. Amtstracht, 12. Gewässer, 14. altes Hohlmaß, 15. Naturerscheinung, 17. Waschgefäß, 18. Fluß in Steiermark.

Senkrecht: 1. Verwandter, 2. europäische Hauptstadt, 3. Hauseingang, 4. Wohnungsgeld, 5. Milchdrüse, 6. Wohnraum, 7. verwestes Fleisch, 8. Münze, 9. Wie 8 wagerecht, 13. Stadt in Brandenburg, 15. alkohol. Getränk, 16. Wurfspieß. G. v. U.

Gut pariert

Dame: „Also, Herr Doktor, Sie sind auch Schaffner auf der Bahn nach dem Jenseits?“

Arzt: „Gnädiges Fräulein irren sich; nicht Schaffner — bloß Bremser!“ Kü.

Gleichung W.

$(a - r) + s + (b - g) + c + r + (d - z) = x$

An die Stelle der Buchstaben a, b, c, d sind Wörter von folgender Bedeutung zu setzen: a = rechter Nebenfluß der Weser, b = Stadt in der Schweiz, c = Fluß in Frankreich, d = Stadt an der Weißen Elster, dann ergibt x ein bekanntes Sprichwort.

Vielseitig

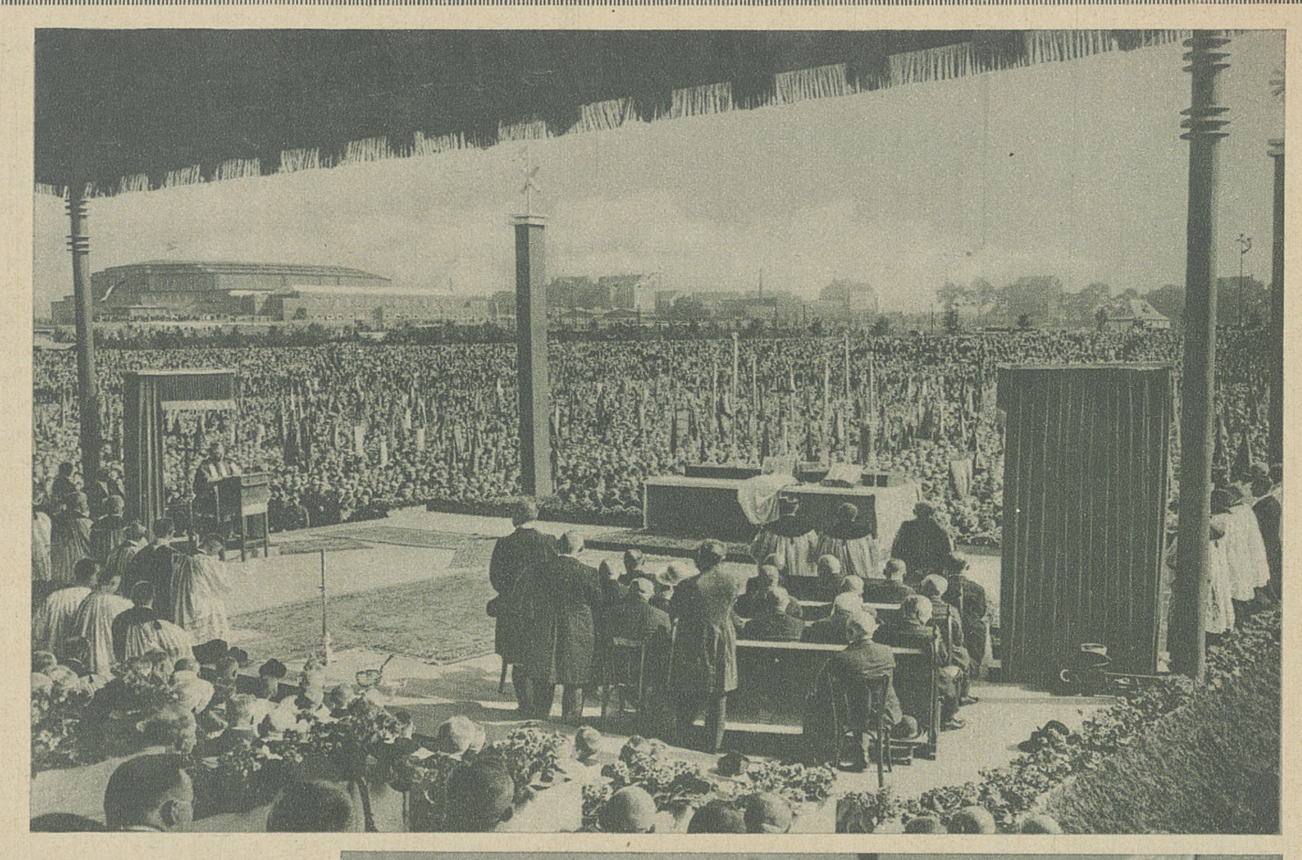
Schau dich nur um im Waldesraum,
Es freut sich „ihrer“ jeder Baum.
Manch Edlem bracht' „sie“ Ruhm und Ehr',
Den andern wieder drückt sie schwer! —
Auf Urlaub war ich in Schweden voll Ruh:
Da brauchte ich „sie“ immerzu!
Als wieder ich zu Haus, o weh' —
War auch nicht „eine“ im Portemonnaie. P—n.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Sprichwort-Ergänzungsrätsel: Man muß die Feste feiern, wie sie fallen. — Mag. Zahlenrätsel: 834, 159, 672. — Besuchskartenrätsel: Regierungsrat. - Rösselsprung: Kannst du das Schöne nicht erringen, / So mag das Gute dir gelingen. / Ist nicht der große Garten dein, / Wird doch für dich ein Blümlein sein. (Bauernfeld.)



Wir erhielten soeben diese interessante, kürzlich in Italien gemachte Aufnahme. — In den oberitalienischen Städten findet sich vielfach an den Mauern der Häuser, in denen Angehörige der facistischen Partei wohnen, das Schablonenbild des Diktators Mussolini in teils größeren, teils kleineren Formaten. — Die beiden sich überschneidenden V (W) sind die Abkürzung für „evviva (il Duce)“ „es lebe der Herzog“. Eine Reklame, die so recht der italienischen Psyche entspricht L. A. Schlösser



Vom 66. Deutschen Katholikentag in Dortmund. — Während der Festrede des Bischofs Dr. Kaspar Klein (links auf dem Bilde). Vorn die Minister, rechts daneben unter der hohen Empore der Platz des Nuntius Pacelli, im Hintergrunde die Westphalenhalle Photo-Union



Wolter

Der Oberammergauer Christusdarsteller Anton Lang feierte jetzt das Fest der silbernen Hochzeit. — Das Bild zeigt ihn bei Ausübung seines eigentlichen Berufes als Bildhauer

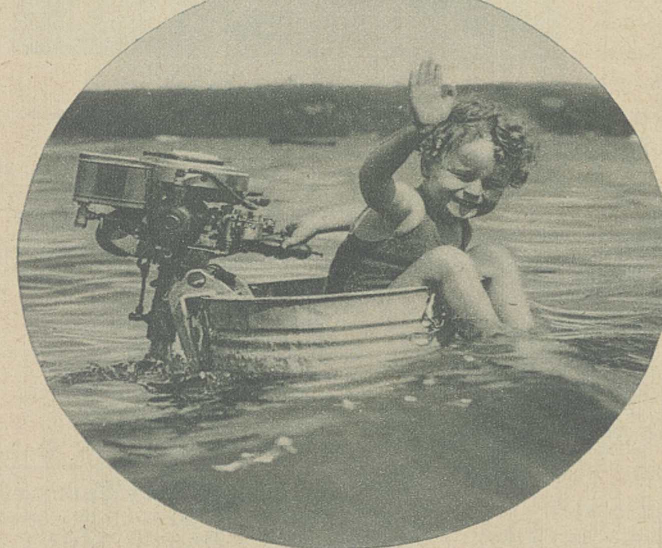
Bild rechts:
Von den Bischofstagen in Oberschlesien. — Die „Schwarze Schar“, Bergleute in Festkleidung, begleitet den Kardinal Fürstbischof Dr. Bertram nach dem Zechenhause der „Johannagrube“ in Bobrek bei Beuthen zur Enthüllung einer von Professor Limburg-Berlin geschaffenen Papstbüste Paul Schau





Verkehrsregelung durch farbig aufleuchtende Manschettenknöpfe ist zurzeit das Neueste im amerikanischen Großstadtbilde Presse-Photo

Oval rechts:
Als ein seltenes Jubiläumsjahr kann man das jetzige ansprechen für das Gut Wierzonka im Kreise Posen, das seit 120 Jahren im Besitze der Familie von Treskow ist. — In der Mitte des Bildes die jetzige Besitzerin, Angelika v. Treskow, geb. v. Reiche, die kürzlich ihren 80. Geburtstag beging, umgeben von ihren Beamten. Links von der Jubilarin der Administrator Wiesner und rechts der Forstverwalter Gerlach, die beide ebenfalls in diesem Jahre ihr 25 jähriges Dienstjubiläum feierten



Eine Erfindung, die wohl nicht ganz ernst zu nehmen ist, aber ein reizendes Bild darstellt. — „Die Wanne mit dem Außenbordmotor.“ Presse-Photo

Der neue Briefkasten, mit dessen Anbringung bei Neuaufstellungen oder Ersatz die Reichspost soeben begonnen hat Schirner

Bild rechts:
Zwei Schimpansen des Berliner Zoologischen Gartens fahren eine kleine Spielgefährtin spazieren Scherl



Kupfertiefdruck der Otto Elsner K.-G., Berlin S 42 — Verlags- und Hauptschriftleiter: Fritz v. Lindenau — Verantwortlicher Schriftleiter: Ulrich v. Uechtritz, Berlin-Wilmersdorf 1927—38

Die illustrierte Familienzeitschrift
„Die Welt am Sonntag“

erscheint wöchentlich, an jedem Sonntag im Ausmaß von 32-40 Text- und Bildseiten.

Unsere Bezugsbedingungen:
Bezugspreis:

monatl.	Zł. 6.—,	öst. Sch. 5.—,	Tschech. K. 25.—,	R. M. 3.—,	D. G. 3.50
viertelj.	„ 18.—,	„ 15.—,	„ 75.—,	„ 9.—,	„ 10.50

Einzelpreis bei 32 bis 40 Text- und Bildseiten Zł. 1.60
Danziger Gulden 1.—.

Verwaltung: Bielitz, Jagiellońska (Hauptstr.) 10. Fernpsrecher 29.

Bielitz-Bialaer Abonnenten können die Zeitschrift auch im Zeitungsverschleiß Jagiellońska (Hauptstraße) 10 abholen.

Verbreitungsgebiet:
Polen, Danzig, die Randstaaten, Deutschland, Tschechoslovakei, Oesterreich, Jugoslavien, Rumänien.

Bankkonto: **Schlesische Eskomptebank, Bielsko.**
Postsparkasse Warszawa Nr. 181.178.

Herausgeber: Alfred Jonas, Bielsko. — Eigentümer und Verleger: C. L. Mayerweg, Bielsko.
Druck: Johann & Carl Handel, Bielsko. — Verantwortl. Redakteur: Anton Stafinski, Bielsko.